



„Noch einer von alter Schweizer Art“.
Zeichnung von E. Günther, int. Zeichenlehrer.



Verkaufsfilialen in allen größeren Schweizer Städten.



UMSCHAU

Hans Thoma.

Von Artur Weese.

Wenn sich mitten im Kriege die obersten Behörden des Landes plötzlich zu dem Vorschlage gedrängt fühlen, einen Künstler durch eine hohe Auszeichnung aus seiner Werkstatt in die Öffentlichkeit zu entbieten, dann darf man wohl erwarten, daß damit dem Volke in Erinnerung gebracht werden soll, wie viel es an ihm besitze. Der Krieg hat die Männer des Friedens verdrängt. Die Kunst, du lieber Gott, — ist jetzt, wo man nur von „ernsten Dingen“ redet, wie eine verwöhnte und anspruchsvolle Zierpuppe in die Ecke verwiesen worden. Mit nicht geringem Erstaunen vernehmen wir, daß der pour le mérite, den Mut und Tapferkeit begehren, einem der friedlichsten und stillsten Männer um den Hals geflogen ist. Die „Friedensklasse“ hat lange genug keine Kandidaten mehr gehabt. Nun aber hat der Altmeister Hans Thoma das Ehrenzeichen anlegen dürfen, und niemand wird zurückhalten, ihn mit Glückwunsch und Zustimmung seiner Verehrung zu versichern.

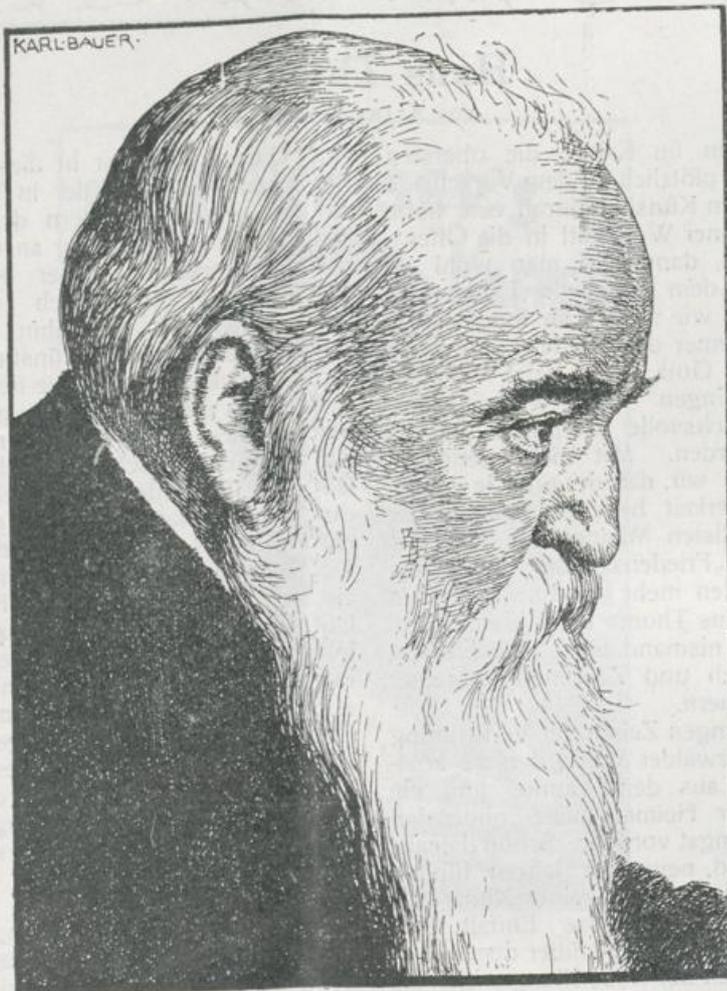
Die bittern und langen Zeiten der Verkenning sind für den Schwarzwälder Maler, der die köstlichen Landschaften aus dem Taunus und die tiefen Forsten seiner Heimat malte, ohne daß man seiner achtete, längst vorüber. Schon damals, in den achtziger und neunziger Jahren fühlten aber die hellseherischen Freunde seiner Kunst aus seinen Werken die wunderbare Einfalt und Herzentiefe heraus, die ihn gegenüber dem lauten und unruhigen Treiben der Ausstellungsmaler als einen Stillen im Lande erscheinen ließ. In seiner Liebe zur Natur, die sich über Täler weit und Höhen wie ein warmes Sonnenlicht ausbreitete und alles, auch das letzte Bauernhaus und den äußersten Acker am Horizonte, mit einer heitern Innigkeit erfaßte, als ob er Kinder von seinem Fleisch und Blut ans Herz drücke, lebte ein lauterer Gefühl, das sich mit unwiderstehlichem Drange mitzuteilen genötigt fühlte, wenn auch niemand Auge und Ohr für ihn hatte.

Thoma wollte im Grunde von jeher erzählen. Er ist als Maler und Landschaftler ein Erzähler. Einer von jenen Erzählern, die vieles und Tausenderlei zu berichten haben, weil ihrem Auge nichts entgeht und weil ihrem Herzen das Größte und das Kleinste gleich teuer ist. Denn er lebt im All. Ein Zug ins Überirdische ist ihm zu eigen. Er sucht die Beziehung des Einzelnen

zum Ganzen und ist in diesem gedankenhaften Betrachten ein Geist, der in Wahlverwandschaft zu den größten Meistern der deutschen Kunst steht. Von allem Anfang an erhebt er sich über das Handwerkliche seiner Kunst, so ausgezeichnet und meisterlich er es beherrscht hatte. Denn es war ihm innerstes Anliegen seines Herzens, alle künstlerische Arbeit nur als Ausdrucksmittel für eine tiefe und sinnvolle Bedeutung zu pflegen. Wie ein guter Erzähler durch den Unterton seiner Worte wirkt und in dem Stoff einen unausgesprochenen Gedanken sich spiegeln läßt, ist ihm jede Arbeit seiner Hand wichtig durch den geheimen Gehalt der Liebe und Verehrung, der sein ganzes Wesen erfüllt. Ein guter Deutscher hat eigentlich immer mehr zu sagen, als sich durch Zeichen und Formen ausdrücken läßt. Das macht auch Thoma zu einem Sonderling im Reiche der Kunst, die gemeinhin verlangt, jede Form nur so genau mit Gedankengehalt zu füllen, als sie fassen kann. Seinem Sinn indessen ist es unbegreiflich, den geistigen und natürlichen Zusammenhang eines Dinges mit der Allwelt, den er kann sehen und fühlen oder ahnen und vorstellen, auch nur für einen Augenblick außer Acht zu lassen. Bei solcher Geistesart ist er ein wenig in die Alterstugend Goethes geraten und kann sich nicht überwinden, von dem Runen- und Zeichenwesen der beziehungsreichen Symbole und Attribute in jedes kleinste Blatt seiner immer noch schaffensfreudigen Hand ein wenig hinein-zugeheimnissen. Es freut ihn, wie ein Weiser, dessen Auge über das Diesseits hinausschaut in das Jenseits der übersinnlichen Welt, in tiefem Ernst oder in launigem Humor auf die Nichtigkeit der wirklichen und leibhaftigen Dinge schnell einen flüchtigen Blick zu werfen, ehe er zur Sache selbst kommt. Und das liebt unser deutsches Volk. Da ist kein Zweifel. Für die Allermeisten ist Kunst nur Handwerk, solange nicht der Gedanke den Stoff adelt. Wer möchte es bestreiten? Aber wenn die Hand nicht erzogen und geholt ist, was nützen die schönsten Gedanken! Für Thoma indessen, dem jede Kunstform beherrschenden Meister, der als Maler, Zeichner und Graphiker in allen Sätteln gerecht war und ist, erscheint die Handarbeit kein rechtes Tagwerk, wenn nicht ein Körnchen von jenem Salz darin zu spüren ist, mit dem er als Mensch jede plaudernde Unterhaltung zu würzen

versteht und als Künstler allem einen Beigeschmack zu geben wünscht, was auch immer von seinem Schreibtisch oder der Staffelei in die Welt hinausgeht.

Sternen und Wolken und von dem menschlichen Treiben, das unter der Macht der himmlischen Gewalten durch Zeit und Ewigkeit seinen Kreislauf zwischen Geburt und Grab vollendet. Anfang



Hans Thoma.

Unsere Feldgrauen kennen Hans Thoma als den guten Freund ihrer nachdenklichen Stunden. Die literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins hat den „Festkalender“ in vielen tausend Exemplaren hinausgehen lassen, in dem die Entwürfe und Studien zu dem Bildersaal in Karlsruhe vereinigt sind. Da hat er einen Wunsch seines Lebens erfüllen können und erzählt auf allen Wänden in recht besinnlichen und bedeutungsvollen Bildern von Himmel und Erde,

und Ende in unendlicher Kette. Er will erzählen und trösten. Auch uns sieht er heute unter den Glückwünschenden, die dankbaren Herzens mit Auge und Ohr seiner schönen und milden Lehre zugetan sind und gelernt haben, auch das Furchtbare und Entsetzliche im Wandel der Zeiten zu begreifen. Möchte ihm seine Kunst geben, wozu er sie geschaffen hat, die friedliche und geruhige Dankbarkeit für das hohe Glück eines reichen Lebens — bis zum Ende.

Die deutsche Frau im Kriege. *)

Von Ida Boy-Ed, Lübeck.

Wenn künftige Geschichtsschreiber einmal das Gesamtbild dieses nie erhörten Krieges um unser Dasein zu schildern versuchen — jede, auch die höchst gesteigerte Schilderkunst muß diesem Stoff gegenüber unzureichender Versuch bleiben — so werden darin der deutschen Frau Taten im Kriege keine geringe Stelle einnehmen. Ja, ohne ihre Einzeichnung bliebe das Bild unvollständig. Zur gerechten Einschätzung einer Leistung gehört aber die Frage nach dem Grade der Vorbereitung. War die deutsche Frau auf all das, was sie auf sich zu nehmen hatte, genügend gerüstet? Glattweg: nein! Sie war es nicht! Das Ungeheure traf sie in gärenden, unausgeglichenen, verkehrten oder lässigen Zuständen. Um so überwältigender bleibt die Tatsache, daß sie so rasch ihre Pflichten und Möglichkeiten erkannt und das Heimatheer der Unentbehrlichen wurde.

Alle Bestrebungen, die wir in den letzten Jahrzehnten mit dem Wort „Frauenbewegung“ am Werke sahen, hatten im Grunde nur kleine Gruppen von Frauen ergriffen. Und alle Leiterinnen, ob sie nun in wissenschaftlichen oder sozialen Bahnen Schrittmacherinnen zu sein suchten, standen doch vereinzelt. Es gab mehr Führerinnen als zuverlässige Truppen. Die Gefolgschaft bestand nur zum kleineren Teil aus selbstkritisch klaren und klugbegrenzt Maßvollen. Der größere Teil des Zulaufs war neugierig, erregungsbedürftig, unzufrieden (aus dem allgemeinen Gefühl der künstlich geschaffenen Unsicherheit über die eigenste Bestimmung). Die häufigste und unheilvollste, sicher auch nicht mit Absicht gezüchtete Frucht der „Bewegung“ war, daß die Frau aus ihrem Interesse an der Hauswirtschaft fortgelockt wurde. Das Bewußtsein der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Hauswesens war nahezu abhanden gekommen. Kurz, das Segenbringende der Bestrebungen zur Hebung größerer Freiheit und stärkerer Rechte der Frau blieb Fragment; die jeder Entwicklung anhaftenden ungünstigen Begleiterscheinungen herrschten vor. Der Krieg traf die Frau in einem Übergangszustand.

Und da ward es dann dem Volke ein wunderbares Schauspiel, wie der Krieg die Frau mit sich fortriß. Er führte sie mit Sturmgewalt hinweg von allen Verzettelungen und Verkehrtheiten, vorwärts zu bewußter Tatkraft und, wunderbarerweise, zugleich zurück zu einer verlassensten Linie, zu ihrer eigentlichsten mütterlich waltenden Fürsorge für Herd und Haus! Nur, daß dies heilige Herdfeuer nicht mehr allein für die Stille der Familie Bedeutung hatte, ihr Wärme und Licht gab, sondern daß jedes einzelne im tiefsten Sinn dem ganzen Vaterland brannte. Und es war, als reichten Marta und Elisabeth, diese beiden herrlichsten Gestalten der biblischen und volkstümlichen Legende, einander die Hand, um in

schaffender Arbeit und fürsorgendem Mitleid dem Kriege zu dienen.

Werktätige haben helle und scharfe Augen: Marta und Elisabeth erkannten rasch, welche klaffenden Unzulänglichkeiten sich überall auf-taten. Wie dem Wunsch, etwas zu leisten, nicht überall die frohe Fähigkeit gesellt war, sicher und richtig zu arbeiten.

In politischen und anderen Kreisen hört man oft das Wort: Man baut ein Haus nicht um, wenn es brennt!“ Das aber hat die deutsche Frau getan. Sie hat das Wunder vollbracht, mitten in der stärksten Erregung, die über Menschen verhängt werden kann, mitten in der keuchenden, erbitterten Verteidigung unseres Seins, umgestaltend für die brennende Gegenwart und die ernststolze Zukunft, der Frauenbewegung andere, die wichtigsten und richtigsten Bahnen zu weisen. Überall sind soziale Frauenschulen gegründet worden oder im Entstehen. Sie wollen und werden die Frauen zu gründlich vorbereiteten Volksgenossinnen erziehen, die nicht erst Lehrgeld zu zahlen brauchen, wenn es wieder einmal gelten sollte, den streitbaren Mann an der Front im Heimatdienst zu ergänzen, zu ersetzen, seinem wirtschaftlichen, wie seinem kriegerischen Werk Helferinnen zu sein.

Welche Größe zeigte die Frau auch als Leidtragende. Es wurde nicht laut gejammert, wenn ein nie verwindbares Opfer gebracht werden mußte; die Frau nahm den Tod ihrer Liebsten auf als ein Schicksal, das ihr Herz nur fester ans Vaterland band. Eine Pflicht, die zu seinem Heil, in seinem Dienst zu erfüllen war, ward keinen Tag versäumt, um der Tränen willen. Und welche Zähigkeit zeigt die Frau als Arbeiterin! Dem ewigen Weh und Ach und allen lastvollen Zuständen trotzend, mit denen die Natur nun einmal das Weib bedacht hat, sieht das Volk sie an allen Stellen, wo man sie sich vordem nie als wahrhaft leistungsfähig hätte denken können.

Von der unendlichen Mühe, die wohl alle Frauen auf sich nahmen, auch jene, die scheinbar unberührt vom Kriege blieben und ohne eifrige Teilnahme an den unmittelbaren Arbeiten für ihn — von der Fülle weiblicher kaum bemerkter Selbstlosigkeit auf dem wichtigen Ernährungsgebiet macht man sich kaum genügende Vorstellung. Die Tischversorgung war und ist eine schwere Sisyphusaufgabe, Gedanken und Nerven verzehrend und schließlich doch immer irgendwie gelöst. Die Frau wurde zum Kochgenie und eine Künstlerin im Einteilen knappen Vorrats. Und im stillen Heldentum mögen Millionen Mütter, Gattinnen, Schwestern es verstanden haben, beim Mahl den männlichen Teilnehmenden die besten und reichlichsten Bissen zuzuschieben, mit heuchlerischen Gesten tuend, als langten sie selber zu. —

*) Aus Heft 39 der D. K. W.

Lächelnd geleistete, immer wiederholte Beweise der Liebe zugleich zum Manne und zum Vaterlande. Rührend und nie genug zu preisen!

Ganz gewiß sind diese überwältigenden Taten durch die fortwährende Erregung geheizt, die aus uns allen unerschöpfliche Akkumulatoren macht. Aber ich fürchte keinen Zusammenbruch, keinen Nachschlag der Ermattung, wenn dieses flammende Feuer der Not um unser Vaterland

erlischt. Dann wird die helle Sonne des Glücks über einen stolzen Frieden andere, neue, ruhigere Lebenskräfte wecken in der Frau, und sie wird sich auch dann als das erweisen, was sie jetzt im Kriege war und ist: pflichtbewußt! Denn sie hat vollkommen begriffen, wie groß und verantwortungsvoll, aber auch wie erhebend und sie ehrend ihr Anteil an der Gestaltung der deutschen Zukunft ist.

Manchmal. *)

Von Herm. Hesse.

Manchmal, wenn ein Vogel ruft
Oder ein Wind geht in den Zweigen.
Oder ein Hund bellt im fernsten Gehöft,
Dann muß ich lange lauschen und schweigen.

Meine Seele flieht zurück
Bis wo vor tausend vergessenen Jahren
Der Vogel und der wehende Wind
Mir ähnlich und meine Brüder waren.

Meine Seele wird ein Baum
Und ein Tier und ein Wolkenweben.
Verwandelt und fremd kehrt sie zurück
Und fragt mich . . . Wie soll ich Antwort geben?

Die Leipziger Herbstmesse.

In der Leipziger Messe haben wir eine Einrichtung, die in ihrer Bedeutung und Ausdehnung in Deutschland, ja in der ganzen Welt, nur einmal vorhanden ist. Sie blickt auf eine vierhundertjährige Geschichte zurück, in der sie manche Wandlungen durchgemacht hat. Während sie früher eine Warenmesse war, ist sie heute eine Mustermesse. Brachte der Verkäufer früher zur Warenmesse die Waren selbst mit, die er zu verkaufen hoffte, so stellt er heute nur noch Musteraus, nach denen der Kauf abgeschlossen wird. Heute werden auf der Leipziger Mustermesse hauptsächlich folgende Waren gehandelt: Porzellan-, Steingut-, Glas-, Metall-, Holz-, Papier-, Leder-, Spielwaren, Kurz- und Galanteriewaren, Korbwaren, Musikinstrumente, wissenschaftliche und optische Instrumente, Christbaumschmuck, künstliche Blumen, Seife und Riechstoffe, Reise- und Sportartikel sowie noch viele andere Luxus- und Gebrauchsgegenstände. Das seit einem halben Jahre errichtete Meßamt strebt danach, immer mehr Industriezweige zum Meßbesuch heranzuziehen. Mit der Textilindustrie und dem Kunstgewerbe ist diesmal der Anfang gemacht worden; andere werden folgen. Nebenbei sei bemerkt, daß in Rauchwaren, Fellen, Borsten, Leder, Tuchen und Baumwollwaren zurzeit noch eine mehr oder weniger bedeutende Warenmesse stattfindet, die aber mit der Mustermesse nichts zu tun hat. Die Mustermesse findet zweimal im Jahre statt, im Frühjahr und im Herbst. Der diesjährigen Herbstmesse, die vom 26. August bis 1. September währte, war ein voller Erfolg beschieden. An

40000 Besucher — Aussteller und Einkäufer — aus allen Teilen Deutschlands, wie des verbündeten und neutralen Auslands waren zu dieser großen deutschen Generalmusterschau herbeigeströmt. Ein beredtes Zeugnis von der ungebrochenen Kraft des deutschen Wirtschaftslebens nach drei Kriegsjahren, diese siebente Kriegsmesse. Wie ganz anders sah die erste der Kriegsmessen aus. Sie fiel in die Zeit der ersten Kriegsaufregung und trug ganz und gar die Charakterzüge jener Zeit. Nur wenig Aussteller und noch weniger Käufer hatten sich eingefunden. Was Wunder auch; vermochte doch niemand zu übersehen, wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der nächsten Zeit gestalten würden. Die Nachfrage war gering. Bares Geld behalten und die Einkäufe auf das Allernotwendigste beschränken, das war die Losung der Käufer — bares Geld behalten und keinen Kredit gewähren, die Richtschnur der Verkäufer. Schon wurden Stimmen laut, die da verlangten, man sollte die Messen während des Krieges überhaupt aufheben. Schon jubelte die Presse des feindlichen Auslandes, das uns unsere Leipziger Messe seit langem nicht gönnte, und sah den Zusammenbruch des deutschen Wirtschaftslebens in naher Zukunft. Der Jubel war verfrüht. Die Zeit der Unsicherheit und des geschäftlichen Mißtrauens dauerte nicht lange. Die militärischen Erfolge, die den Feind von unsern Grenzen fernhielten, brachten bald Ruhe und Zuversicht ins Land. Die Nachfrage regte sich überall, und die hie und da eingestellte Erzeugung von Friedensware, die mancherorts zu Arbeits-

*) Aus „Musik des Einsamen“. Neue Gedichte von H. Hesse 1915. Im Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. Mit freundl. Genehmigung des Autors und Verlags.

einschränkungen und Arbeiterentlassungen geführt hatte, wurde wieder aufgenommen. Das Wirtschaftsleben bewegte sich wieder in ruhigeren Bahnen. Das zeigte sich auf den folgenden Leipziger Kriegsmessen. Der Besuch wuchs von Messe zu Messe und ließ schließlich die Besucherzahl des Friedens weit hinter sich.

Da liegt es wohl nahe, nach den Ursachen dieser Erscheinung zu fragen. Zunächst ist es die in der Kriegszeit immer mehr hervortretende Knappheit an Waren. Sie veranlaßt die Käufer, dorthin zu gehen, wo sie hoffen, am sichersten ihren Bedarf decken zu können, zum größten Warenmarkt Mitteleuropas, zur Leipziger Messe. Umgekehrt suchen auch die Fabrikanten diesen Ort auf, weil sie hier die beste Aussicht haben, ihre Erzeugnisse restlos abzusetzen. Namentlich bietet die Messe für die Hersteller von Kriegsgüterartikeln die beste Gelegenheit, ihre Erzeugnisse einer großen Käuferschaft vorzulegen und sie zum Massenabsatz einzuführen. Eine weitere Ursache ist der wesentlich eingeschränkte und mehrfach ganz eingestellte Verkehr der Geschäftsreisenden. Während sonst der Reisende kam und dem Händler seine Muster vorlegte, ist jetzt der Geschäftsinhaber selbst genötigt, den Fabrikanten am Ausstellungsorte aufzusuchen. Das hat für ihn weiter den Vorteil, den der Meßbesuch überhaupt mit sich bringt, daß er sich für sein Fachgebiet in dem großen „Schaufenster der deutschen Industrie“ einen viel umfassenderen Überblick verschaffen kann, als ihm alle Musterkoffer der ihn besuchenden Reisenden bieten können. Dazu kommt der persönliche Meinungsaustausch zwischen Käufer und Verkäufer, wodurch neue Geschäftsverbindungen angeknüpft, bestehende gefestigt, Mißverständnisse beseitigt, Vereinbarungen über Preise, Lieferungs- und Zahlungsbedingungen leicht und schnell getroffen werden können. Dann ist es aber auch das Bestreben der deutschen Industrie, die Exportbeziehungen zum Auslande auch für die Zeit des Friedens aufrecht zu erhalten. Bedarf doch Deutschland dringend der Ausfuhr hochwertiger Erzeugnisse deutscher Arbeit zur Bezahlung von einzuführenden Rohstoffen. Zum Besuch der Leipziger Messen treibt den deutschen Gewerbetreibenden aber auch ein gewisser vaterländischer Sinn. Auch hier gilt es, trotz der Schwierigkeiten der Kriegszeit durchzuhalten und der Welt zu zeigen, daß Deutschlands Wirtschaftskraft ungebrochen ist. Ein Siegeswille auch auf dem Gebiete deutschen Gewerbefleißes.

Dieser Siegeswille zeigt sich besonders in der schnellen und kraftvollen Anpassung der Industrie an die Verhältnisse des Krieges. Da ist es besonders das große Gebiet der Ersatzstoffe, das dem Messebesucher gerade auf der letzten Kriegsmesse Achtung vor deutschem Wesen und deutscher Kraft abringen muß. Weil eine Reihe

von Rohstoffen für Heereszwecke beschlagnahmt, mußten viele Gegenstände aus anderem Material hergestellt werden, in denen man sie zu kaufen sonst nicht gewöhnt war. So ist es beispielsweise den Porzellan- und Steinguterzeugern gelungen, für unsere Hausfrauen Töpfe aus Porzellan herzustellen, in denen es sich ebenso gut kocht, wie in Emailletöpfen. Die Beleuchtungsindustrie, die gewöhnt war, Lampen und Kronen aus Kupfer, Messing und Bronze zu fertigen, hat diese Metalle zunächst durch Eisen und beim Knapperwerden dieses Metalls nun auch durch Holz ersetzt. Denselben Übergang von jenen Sparmetallen zu Eisen und von diesem zu Holz, Porzellan, Steingut oder Glas kann man auch bei zahlreichen anderen Gebrauchsgegenständen beobachten. Hier wie in vielen anderen Fällen ist es geglückt, einen vollkommenen Ersatz zu schaffen, was Gebrauchswert sowohl als auch Schönheit der Form anlangt. Wenn der Ersatz in dieser Beziehung sein Vorbild auch manchmal nicht erreicht, so sind wir doch froh, daß wir ihn haben und werden mit ihm auszukommen wissen. Von neueren Ersatzmitteln wurden auf der letzten Messe besonders Ersatzsohlen in verschiedenen Mustern vorgeführt und stark begehrt. Dasselbe gilt von den Papiergeweben. Strohsäcke und Kopfkissen aus Papier sind bereits längere Zeit im Gebrauch. Aber die Papiergarnweberei ist bereits so weit vorgeschritten, daß sie Schürzen, Tischtücher, Servietten und Arbeitsanzüge herzustellen versteht. Neuerdings greift sie auch auf Damen- und Kinderkleidung, ja sogar in das Reich der Soldatenuniform über. Viele von den Erfindungen auf diesem Gebiet werden die Kriegszeit überdauern und die Grundlage neuer Industrien bilden, die uns in vieler Beziehung vom Rohstoffbezug aus dem Auslande unabhängiger machen werden.

Überall zeigte sich auf der Messe der Einfluß des Krieges. Back- und Bratapparate, sonst fast völlig vom Markte verschwunden, waren wieder anzutreffen: die Feuerung sparende Kochkiste und Einmachgläser wurden stark begehrt. Überhaupt war die Nachfrage auf allen Gebieten überaus rege. Sie zeigt, daß viel Geld unter den Leuten ist. Ein gutes Vorzeichen für den Erfolg der kommenden Kriegsleihe. Wie diese wiederum Zeugnis ablegen wird von Deutschlands finanzieller Stärke, so ist die Leipziger Messe ein erneuter Beweis von der Kraft der deutschen Industrie nach drei langen Kriegsjahren. Ein Volk, das trotz der ungeheuren Schwierigkeiten des Krieges solche Leistungen hervorbringt, kann wirtschaftlich nicht untergehen. Sein Erfindungsgeist, seine Organisationskraft und seine unverwüsthliche Arbeitslust, werden erst recht nicht versagen, wenn es gilt, die Schäden zu heilen, die der Krieg dem Wirtschaftsleben geschlagen hat.

Dr. Sch.

Die Ausstellung des Deutschen Werkbundes in Bern.

(Eine ästhetische Betrachtungsweise.)

In der vorigen Nummer der „Deutsch.-Int.-Ztg.“ wurde versucht, den Leser mit dem Wesen und den Bestrebungen des Deutschen Werkbundes bekannt zu machen; es wurde dargelegt, wie dieser entstand, als der Fortschritt der Zeit die Bewegung aus sich selbst heraus ins Leben rief; der Qualitätswert, die Freude am eigenen Werke und die Einheit in Lebensäußerungen und Kunst, die eine enge Zusammenarbeit von Industriellen und Handwerkern mit Künstlern und Wissenschaftlern voraussetzt, wurden als die Grundbegriffe des Werkbundes hervorgehoben. Auch unterließ nicht ein Hinweis auf die volks- und weltwirtschaftliche Bedeutung der Bewegung und auf die Aussichten vom Nützlichkeitsstandpunkte aus, wodurch intellektuale Lustgefühle wachgerufen werden mochten, die die Bestrebung empfehlen und damit zum Besuch der Ausstellung einladen. Heute will ich mich ausschließlich mit dieser selbst befassen, um sie in großen Zügen in ästhetischer Betrachtungsweise zu erschöpfen.

Der Schwerpunkt der in drei Teilen gegliederten Ausstellung des Deutschen Werkbundes liegt offenbar in ihrem mittleren Abschnitt, dem großen Saale. Das Wesentlichste von allem, was die Ausstellung bietet, ist hier in einem Raume vereinigt. Hier atmet die neue Bewegung, wirkt mit zusammengefaßter Kraft auf den Beschauer ein, zieht ihn in ihren Bann und haucht ihm ihren Geist ein. Hier erklingt in gesteigerter Wucht das Thema der Harmonie, um in den vorderen Räumen und den Gartenanlagen ihre Variationen zu erfahren. Die bildenden und die freien Künste, Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe, gelegentlich gepaart mit Musik, Vortrags-, Tanz- und Modekunst, steigern sich hier in wechselseitiger Wirkung und nehmen in überwältigender Macht den Besucher gefangen. Diese reden, jene schauen, alle leben und spenden Leben, jenes neue, der Zeit und ihren Forderungen angemessene, moderne Leben.

Das ästhetische Gesetz der Zusammengehörigkeit zeigt in Wänden und Bildern seine größte Wirksamkeit. Jene erscheinen nicht als tote Flächen, die von 24 Gemälden geschmückt werden, sondern als Organismen, die von diesen belebt sind. Die in ihnen liegende Malerei weist die Tendenz auf, wie die Musik ein unmittelbarer Ausdruck der Seele zu sein. Sie teilt daher die Flächen in vorhergesehener Weise ein, trägt auch die Farben in vorhergesehener Harmonie auf und übermittelt sie erst sekundär dem Gegenständlichen. Das Gemälde erscheint somit weniger als ein Abbild der Dinge, sondern als ein Seelenausdruck durch Form und Farbe, dem man eine größere Lebendigkeit nicht absprechen kann.

Dieselbe Neigung zeigt sich ebenso ausgeprägt in der Plastik, die auch aus sich selbst her-

aus schafft, die Masse formt, indem sie unbewußt den Gesetzen der Kunst, so wie sie sich in dem betreffenden Künstler als wirksam erweisen, folgt, wobei sich erst nachträglich als Notwendigkeit eine dingliche Form ergibt. Material und Plastik wirken so, durch das Stoffliche weniger eingengt, unmittelbarer auf uns ein; die bildenden Künste rücken den freien näher, und, indem sie gemeinsam eine Sprache reden, sind sie von eindrucksvoller Wucht. Ihre rhythmischen Bewegungen entsprechen dem Wesen der lebendigen Seele, die sie zu Hingabe und Mitschwingen veranlassen, und die Einwirkung der an sich toten Dinge zu einem Erlebnis werden lassen.

Von demselben einheitlichen Geiste getragen sind die beiden andern Abschnitte der Ausstellung, die Schauräume und die Gartenanlagen. Der im großen Saale erklangene Akkord löst sich hier auf, die Grundform erfährt ihre verschiedene Ausgestaltung auf wiederum ganz verschiedenen Gebieten, der wuchtige Rhythmus ebnet ab, um durch natürliche und künstliche Höhepunkte von neuem belebt zu werden. Die fünf Schauräume, die untereinander und in sich symmetrisch angeordnet sind, werden beherrscht von dem größten unter ihnen, dem Mittelsaal, wo Schöpfungen des modernen Handwerks ausgestellt sind, während in den beiden Hallen an seiner Längsseite im Gegensatz dazu die Industrie vertreten ist, und beide in den Räumen der Breitseiten zusammengefaßt werden, hier in der graphischen Kunst, dort in den verschiedenen Gegenständen eines dielenartigen Vorraumes.

Der Mittelsaal gliedert sich durch eine Reihe in seiner Achse aufgestellter Vitrinen, denen Glasschränke und Nischen in wechselnder Folge an den Seiten sich anschließen. Das Rückgrat bildet die Vitrinenreihe, die von namhaften Künstlerinnen angefertigte Spitzen und Stickereien aufweist, die für die Frauenwelt einen gewissen Höhepunkt bilden mögen. Von allgemeinem Interesse aber sind die Schmuck- und Silbergeräte der Mittelvitrine, die nicht nur durch ihren hohen Qualitätswert in Material und Form, sondern auch wegen ihres Schöpfers, Emil Lettré, Berlin, und endlich wegen ihrer Besitzer, des Kaiserlichen Reichsamtes des Innern in Berlin, des deutschen Museums Hagen, des Herrn Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, Essen, von repräsentativer Bedeutung sind und damit den Schwerpunkt dieses Raumes ausmachen. Ihnen folgen zwei Schaukasten mit Pergamenttafeln und Adressen, unter denen das Dokortdiplom S. M. des Kaisers besonderes Interesse erweckt. Die Pultvitrinen mit Bernstein-, Meerschäum- und Elfenbeinschmuck, Medaillen und Plaketten bilden den Ausklang dieser Reihe.

Dieselbe Lebendigkeit waltet in den beiden durch Glasschränke gegliederten Nischenreihen, die der Mitte das Gleichgewicht halten. Jede Einheit kontrastiert mit einer gleich schweren; das Ganze tritt wieder zu einem gleich massigen Ganzen in Gegensatz und endlich faßt sich alles zu Einem zusammen. Gewichtige Silbersachen, unter denen sich ein silbervergoldetes Kaffeegeschirr besonders ausnimmt, werden eingefast von Messing-, Eisen- und Terrakottaarbeiten auf der einen, von Bronze-, Steinzeug- und Porzellanfiguren auf der andern Seite, und um diese legt sich ein breites Band von farbenfrohen Teppichen und Perlstickereien, von buntgedruckten Seidenstoffen und Batikarbeiten. — Dasselbe Gesetz herrscht auf der andern Seite: Geschliffene Gläser aus der Josephinenhütte in Schreiberhau, Buffet und Zierschrank mit Steingut, Schränke mit Meißener Porzellan und glasierten Tonwaren, mit Zier- und Trinkgläsern, Vasen, Teegeschirr und Kaffeeservice, mit Fruchtkörben und Schalen aus Halbedelsteinen. — Die strenge Durchführung des Prinzips des steten Gegensatzes und der Zusammenfassung erfüllt den Saal mit Leben, und gestattet, daß man, indem man nie den Zusammenhang aus dem Auge verliert, trotz der verschiedenartigsten Gegenstände ein einheitliches Bild vom modernen deutschen Kunsthandwerk gewinnt. —

Das Handwerk findet seine Steigerung in Zahl, Größe und Masse in der Industrie, die erst möglich war, als man die Funktionen des Handwerks trennte. Organisation und Fabrikarbeit einerseits, soziale Fürsorge andererseits sind deshalb auch hier in zwei getrennten Hallen vertreten. Eine Übersicht über die ausgestellten typenmäßig verfertigten Gegenstände, die Wohnungseinrichtungen, die Fabrikanlagen und die Verkehrsbauten, sowie über die Modelle von Kleinwohnungshäusern und die Pläne von Industrie-Kleinstädten gewinnt man in ähnlicher Weise wie im großen Saale.

Sich in den dritten Abschnitt der Ausstellung, die reich ausgestalteten Gartenanlagen, hineinzuwenden, innezuwerden, wie sie sich gliedern und wieder zusammenfassen, wie auch sie trotz oder gerade infolge der scharf hervortretenden Mannigfaltigkeit eine Einheit bilden, die eine solche Schwere gewinnt, daß sie den Schauräumen das Gleichgewicht halten kann, das möchte ich dem Besucher überlassen, der von dem einheitlichen Geiste der Ausstellung durchdrungen ist, und in dem die Sehnsucht wachgerufen werden wird, alle künstlerischen Lebensäußerungen innerlich zu vereinheitlichen, was heute die Hauptbestrebung des Deutschen Werkbundes ist.

B.

Kamerun.

Gefr. d. Schutztr. C. Fischer, Disentis.
(Schluß.)

In der freieren Savanne des Innern beginnt das Reich der Weidetiere, die im Süden neben Antilopen auch durch den gefürchteten Büffel vertreten werden. Auch der Elefant ist im südlichen und nordwestlichen Gebiet der Kolonie noch ziemlich häufig. Die Haustierhaltung der Eingeborenen beschränkt sich im Küstengebiet im wesentlichen auf das afrikanische Kleinvieh, auf Ziegen und Schafe, daneben Geflügel und auch Schweine. Im Hochland dagegen gibt es viele Rinderherden und auch die Kleinviehherden sind größer und zahlreicher als im Tieflande. Die afrikanischen Pferde sind im allgemeinen eine kleinere Rasse als die europäischen.

Der Neger, vor allen Dingen der Dualaneger, steht an Intelligenz und Fleiß weit hinter dem Togoneger zurück; daher kommt es auch, daß vielfach bessere Posten, wie Filialleiter, Kontoristen etc. bei den Handelsfirmen durch Togo-Eingeborene besetzt sind. Der Dualaneger zeichnet sich besonders durch Faulheit, Trunksucht und Vorliebe für fremdes Eigentum aus.

Der Handel im allgemeinen spielt sich so ab, daß die Eingeborenen ihre Produkte den Firmen bringen und dafür Geld oder Waren erhalten. Der Handel des Nordens liegt hauptsächlich in

den Händen der Haussa. Die Haussa sind ein überaus fleißiges, handeltreibendes Volk und sind wirtschaftlich das maßgebende Element in den Ortschaften des Nordens.

Einer der bekanntesten Häuptlinge in Kamerun ist Njoja, der Fürst von Bamum, der auch schon von dem Deutschen Kaiser ausgezeichnet worden ist. Er ist ein ungewöhnlich intelligenter Kopf, hat für sein Volk eine eigene Schrift erfunden, eine Schule gebaut, fördert das Handwerk, liebt und pflegt die seinen Untertanen entsprechende Eingeborenenkultur. Die Missionen der verschiedenen Konfessionen und Regierungsschulen sind über ganz Kamerun verbreitet und haben schon gute, segensreiche Werke verrichtet.

Die Schutztruppe in Kamerun setzte sich nach dem Haushaltsetat der Kolonie für das Jahr 1913 aus 185 Europäern, (Offizieren, Ärzten, Unteroffizieren und Militärbeamten) und 12 Kompagnien mit zusammen 1550 farbigen Soldaten, einschließlich der Chargen, zusammen. Eine Stammkompagnie war in Sappo, nicht weit von Buea, wo auch der Kommandeur der Schutztruppe mit dem Stab wohnte. Die andern Kompagnien waren auf die Militärstationen des ganzen Landes verteilt. Drei Kompagnien hatten berittene Abteilungen da sie in Gebieten stationiert waren, die von Reiter

völkern bewohnt werden. Diese können natürlich nur von einer berittenen Truppe wirksam im Zaum gehalten werden.

Außer der Schutztruppe gab es noch eine 550 Mann starke Polizeitruppe, die der Zivilverwaltung unterstellt war.

Die Ausbildung der Schutztruppe vollzieht sich nach dem vereinfachten, heimischen Exerzierreglement. Die Kommandos sind deutsch, während die Kasernenhofsprache das „Pigèon“ Englisch (Neger-Englisch) ist, wobei nicht verschwiegen werden darf, daß gewisse Kosenamen häufig in unverfälschtem Deutsch erklingen.

Die Hauptausfuhrartikel in Kamerun sind Palmöl, Palmkerne (die Ölpalme ist überaus zahlreich vertreten), Kakao, Gummi, Elfenbein und die großen Vorräte nutzbarer Hölzer, vor allem Mahagoni, die in den Urwäldern des tropischen Afrika stecken. Innerhalb des Waldlandes bildet der vulkanische Boden rund um den Kamerunberg, am Manenguba und zwischen den beiden Bergmassen das bodenwirtschaftlich wertvollste Stück. Dort liegen die schon seit längerer Zeit existierenden Kakao- und Kautschukpflanzungen von Viktoria und seinen Nachbarplätzen und dort entwickelt sich auch die überraschend gut einschlagende Tabakkultur. Die Tabakpflanzungen liefern ein Produkt, das als den hohen Sumatrasorten gleichwertig beurteilt wird.

Die gefährlichste Krankheit ist wohl die „Schlafkrankheit“, die in dem 1911 erworbenen neuen Gebiet herrscht. Die Erreger der Schlafkrankheit sind winzige, mikroskopische Lebewesen, „Trypanosomen“ genannt. Sie werden durch den Stich einer Fliegenart, die der Rindertsetse nahe ver-

wandt ist, von erkrankten Menschen auf Gesunde übertragen. Der Gestochene merkt in den ersten Wochen nichts Besonderes. Dann fangen die Halsdrüsen an zu schwellen, Gliederzittern, Abmagerung, Gehbeschwerden stellen sich ein und zuletzt entwickelt sich der stumpfe, betäubungsartige Dämmerzustand, der mit dem Tode endet und der Krankheit ihren Namen gegeben hat. Man geht der Krankheit auf die Weise zu Leibe, daß in den befallenen Gebieten Dorf für Dorf untersucht wird und die Erkrankten teils in besonderen Lagern, teils in ihren Dörfern mit einem einigermaßen wirksamen Medikament, Atoxyl, einem Arsenpräparat, behandelt. Ist erst die Schlafkrankheit überwunden, so kann der größte Teil von Neu-Kamerun ein erwünschter und keineswegs minderwertiger Besitz genannt werden.

Im Jahre 1909 betrug die Einfuhr in Kamerun 14,2 Millionen Mark
die Ausfuhr 5,9 „ „
Der Gesamthandel mithin 20,1 Millionen Mark.

Im Jahre 1912 dagegen erhöhten sich diese Zahlen auf
Einfuhr 34,2 Millionen Mark
Ausfuhr 23,3 „ „
Gesamthandel 57,5 Millionen Mark.

Die vorstehenden Zahlen beweisen, wie der Handel in unserer Kolonie stets zugenommen hat.

Kamerun ist wohl unsere zukunftsreichste Kolonie und landschaftlich ein herrliches Land. Wer einmal unter seiner Tropensonne gelebt hat, sehnt sich stets danach zurück. Hoffen wir, daß uns Kamerun nicht für immer verloren ist.



XXXII. Spenden für deutsche Kriegsgefangene.)

(Eingänge der Monate Juli und August).

Dank der regen Werbetätigkeit des Dichters und Mitarbeiters der Kriegsgefangenen-Fürsorge, Hermann Hesses, vor allem durch die Veröffentlichung seines „Briefes“ in der Frankfurter-Zeitung ist im Laufe der letzten zwei Monate der Eingang an Bücherspenden in hochehrfreulicher Weise ge-

*) Zentralstelle für die Bücherversorgung unserer Gefangenen in Frankreich und Italien ist die Deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge, Abt. Bücherzentrale, Bern (Professor Woltereck). Unter dieser Anschrift und als „Kriegsgefangenenensendung“ bezeichnet, gehen Bücherpakete bis 5 kg portofrei.

stiegen. Das Berner Postamt, das uns die Sendungen anliert und die entsprechend in erhöhter Zahl herausgehenden Pakete zu erledigen hat, könnte am besten über die gesteigerte Opferfreudigkeit in der Heimat berichten. Nachstehend führen wir die Spender namentlich auf, und schließen an diese Liste unsern Dank im Namen der Gefangenen an.

Es sandten uns:

Herr W. Model, Stuttgart-Feuerbach, 10 Bände Belletristik;
Frau M. Greinert, Stuttgart, 10 Bände Belletristik;
Herr Kommerzienrat Rosenfeld, Stuttgart, 500 „Spielregeln des Schachspiels“;
Herr O. Otten, Pasing, drei Pakete mit Belletristik; verschied. Zeitschriften, Künstlermappen, Reclamhefte usw.;
Herr G. Durkes, Genf, verschied. illustrierte Zeitschriften;

Frau Wwe. von Axt, Bern, verschied. kleine Gebrauchsgegenstände;
 Herr Hugo Streisand, Berlin, einige Bände Belletristik;
 Herr Kozlowski, Leysin, 100 Hefte Forst- und Landwirtschaftlicher Zeitschriften;
 Verlag K. R. Langewiesche, Leipzig, 55 Bände „Vom deutschen Herzen“;
 Herr Dr. Baberadt, Duisburg, eine Anzahl belletristischer Bücher.
 Herr Schachmeister B. Kagan, 21 Bändchen „Schachspielregeln“;
 Frau Dr. Dettwyler-Schneider, Bern, verschied. illustrierte Zeitschriften

Frl. Baronesse G. Unterrichter von Rechthenthal, München, 15 Bände Belletristik.
 Rotes Kreuz, Genf, 65 Expl. „Die Weltliteratur“;
 Verband der Vereine ehemal. Realschüler Deutschlands, Leipzig, 158 Bücher und Broschüren, 100 Verbandszeitungen;
 Herr Prof. Stern, Zürich, einige Bände Belletristik;
 Frl. Agnes Büdel, Nördlingen, eine Kiste mit verschiedenen Zeitschriften und Büchern;
 Herr Dr. A. Häfliger, Luzern, 15 wissenschaftliche und belletristische Bücher;
 Verlag Ensslin & Laiblin, Reutlingen, circa 900 Bände Romane und Novellen;



Der Kaiser im Gespräch mit einem türkischen Truppenführer.

Königliches Schloß, Berlin, zwei Kisten Noten;
 Frau Prof. Kniese, Bayreuth, Belletristik, Künstlermappen, kleinere Schriften;
 Herr Dr. Dörfler, München, Werke eigener Feder;
 Herr Schriftsteller J. C. Heer, Rüslikon-Zürich, 100 Bände eigener Romane;
 Evangelische Blättervereinigung, Nassau, Broschüren, kleinere Schriften, 100 Expl. „Vom Wandsbecker Boten“;
 Herr Dr. A. Francke, Bern, Belletristik und Reisebeschreibungen aus dem Verlag A. Francke, Bern.
 Herr Hermann Hesse, Bern, Werke aus eigener Feder und verschiedene Bücher und illustrierte Zeitschriften;
 G. H. Hirths Verlag, München, verschiedene Jahrgänge „Die Jugend“;
 Herr Th. Ruckdeschel, München, belletristische Bücher;
 Frau Silvia Klar, München, 15 Bände Belletristik;
 Herr Ludwig Niemann, Bommern-Ruhr, verschied. Hefte „Universum“;
 Herr Walter Vetterling, Bern, Int., 24 Hefte „Kosmos“;
 Philosophisch-Antroposophischer Verlag, Berlin, 122 Bände Steiner „Vom Menschenrätsel“;
 Fräulein Spiess, Bern, sechs Daheim-Kalender;
 Herr Dr. Max Halbe, München, 4 Bd. aus eigener Feder;
 Herr Prof. Karl Cornelius, München, zehn Bände Belletristik;
 Herr Kurt Langer, Bunzlau, verschiedene Lehrbücher, drei Bände „Kunstwart“;
 Dr. Richard Dehmel, Blankenese, 50 Bände aus eigener Feder;
 Herr Paul Ernst, Leipzig, 70 Bände eigener Werke;
 Verlag Velhagen & Klasing, Leipzig, sechs Jahrgänge „Monatshefte“;
 Herr Lehrer Huber, Langensee, sozial-politische Broschüren;

Herr Oblt. d. R. Hassler, Illenau, acht belletristische Bücher;
 Herr Hauptlehrer Hilpert, Säckingen, 20 pädagog. Werke;
 Herr Reg.-Baumeister E. Böhmler, Mannheim, 30 belletristische resp. philosophische Bücher;
 Frl. Math. Neidhardt, Jugenheim a. d. B., 15 Bd. Belletristik;
 Herr Wilh. Elsasser, Karlsruhe, ein Paket Noten;
 Bergische Bibelgesellschaft, Elberfeld, in Gemeinschaft mit der Evang. Blättervereinigung Nassau, 1000 Expl. Neues Testament;
 Herr Dr. phil. Dietz, Mannheim, drei Bücher;
 Herr Hch. Friede, Gymnasiast, Würzburg, 14 Unterhaltungsbücher;
 Verlag Gustav Horn, Krefeld, 75 Turner-Broschüren;
 Herr Dr. Ernst Zahn, Göschenen, 100 Expl. Ernst Zahn „Der Tag der Perpetua“;
 Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 21 belletrist. Bücher;
 Herr Phil. Hauhart, Frankfurt a. M., sieben belletrist. Bücher;
 Herr Prof. A. Köhler, Wiesbaden, 22 wissenschaftl. Werke;
 Herr Wilhelm Altgeld, Wiesbaden, 32 Bände Belletristik;
 Herr A. Wertheimer, Karlsruhe, 18 Bände Belletristik;
 Herr Zimmermann, Striegau, 35 Bände Belletristik;
 Herr Fritz Scheffel, Badenweiler, 16 Bände Belletristik, 6 Kosmos-Hefte;
 Frau Pfarrer Ziller, Schwetzingen, 16 Bände Belletristik;
 Herr Geh.-Rat Prof. R. Sommer, Gießen, 15 Expl. Sommer, „Krieg und Seelenleben“;
 Herr Aug. Huxsel, Bad Elgersburg, 15 Bände Belletristik;
 Herr H. Deckart, St. Avold, Bücher und Schreibmaterial;
 Aktien-Gesellschaft Grün & Bilfinger, Mannheim, neun wissenschaftliche Werke;
 Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart, zehn Bücher aus eigenem Verlag;

Herr K. F. Koehler, Leipzig, sechs Folgen Goethes Werke (Insel-Verlag), elf belletristische Bücher, 31 Wiesbadener Volksbücher;
 Herr H. Freyberg, München, 18 Noten-Bücher;
 Frau Epner, Heidelberg, Noten und Bücher;
 Frl. Heuer, Cronberg i. Taunus, Künstler-Monographien, wissenschaftliche und belletristische Bücher;
 Herr A. Lesser, Berlin-Grünwald, je drei belletristische und wissenschaftliche Bücher;
 Deutscher Hilfsverein, Genf, 20 Bücher verschied. Inhalts;
 Wilhelm Kranz, Frankfurt a. M., zwölf Bände Fontane, „Novellen“, fünf belletristische Bücher verschied. Autoren;
 Herr Rechtsanwalt Dr. Strauß, Worms, Broschüren;

Frau Dr. S. Bach, Bonn, Musikhefte, Künstlermappen Belletristik;
 Herr Dr. W. Unger, Frankfurt a. M., 15 Bände Belletristik;
 Herr Dr. Baberadt, Duisburg, 29 Bände Belletristik;
 Frau Emma Brehm, Hochheim a. M., 6 Bücher;
 Herr Referendar H. Leser, Frankfurt a. M., 4 Bücher;
 Herr Hans Busch, Marburg, Musikalienhefte;
 Frau Degenkolb, Leipzig, Schubert-Hefte;
 Verlag L. Fernau, Leipzig, 35 Bde. philosophischen Inhalts.
 Herr P. Wunschmann, Wittenberg, 30 Expl. Schwarze, „Kanon französischer Sprechübungen“;
 Herr Fritz Hesslein, Bamberg, 14 Bde. der Insel-Bücherei.
 Herr Dr. Fatt, Straßburg, 24 Bände Belletristik.



Deutsche Internierte im Bürgerspital Basel.

Vereinsbuchhandlung Calw, 650 Bände Familienbibliothek und anderes;
 Herr M. Albersheim, Frankfurt a. M., vier Bücher;
 Herr Dr. Joh. Guthmann, Berlin, 20 Bände Werke aus eigener Feder;
 Herr R. Weigand, Bamberg, 14 Bände Belletristik;
 Herr Prof. Hellmann, München, Musik-Hefte, Bücher;
 Herr Remy, Konstanz, Villa Remy, 29 Bände wissenschaftliche Werke;
 Herr Prof. Dr. Hitzig, Zürich, 38 Bände belletristischen und wissenschaftlichen Inhalts;
 Frau Major Heiter, Bischweiler, 34 Bände Belletristik, Hefte der „Hilfe“;
 Herr Kristeller, Wiesbaden, 23 Bände Belletristik;
 Ihre Hoheit Frau Prinzessin von Isenburg, Darmstadt, 50 Expl. Tornius, „Die Empfindsamen in Darmstadt“;
 B. Behrs Verlag, Berlin-Steglitz, je 6 Bände Sternberg „Der Venusberg“ und „Du schöner Lärm des Lebens“;
 Herr Prof. Dr. Wygodzinsky, Bonn, 10 Expl. seiner „Einführung in die Volkswirtschaftslehre“;
 Herr Leutnant W. Bodenheimer, im Felde, 6 Bände Belletristik;
 Frl. Ohrt, Kiel, fünf Bände Belletristik;
 Herr F. Manow, Hamburg, 19 Bände verschied. Inhalts;
 Herr Paul Bahr, Landsberg a. W., 50 Bücher belletristischen und wissenschaftlichen Inhaltes;
 Herr Karl Michler, Frankfurt a. M., 33 Bände Belletristik;
 Herr Leutnant Schultze, Berlin, 10 Expl. Hesse „Knulp“;
 Herr Dr. Otto Meyerhof, Kiel, 15 Bände Belletristik;
 Herr Verlagsbuchhändler K. R. Langewiesche, Königstein i. T., 60 Expl. Silcher, „Gesammelte Volkslieder“;
 Fräulein Emma Bonn, Feldafing, 22 Hefte Schubert, Haydn, Mozart;

Außer diesen Bücherspenden sandten uns zu Anschaffungen im Interesse der Gefangenen, vor allem zur Beschaffung von Büchern

Herr Direktor Rüdiger, Davos	Mark	200.—
Herr Direktor Cremer, Gummiwerke Fulda	„	100.—
Herr Justizrat Rödiger, Frankfurt	„	200.—
Herr W. Heinemann, St. Georgen (Schwarzw.)	„	1000.—

Die Deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge spricht allen Gebern nochmals ihren Dank aus.
 Gr.

Notizen.

Lagerveränderungen.

Fähnrich Freiherr von Reibnitz (Drag.-Reg. 18) teilt unter dem Datum vom 10. August mit, daß in St. Martial de Viveyrols, Departement Dordogne, Ende Juli d. Js. ein Speziallager für unbeschäftigte und privilegierte Unteroffiziere gegründet worden ist. Am 10. August befanden sich im Lager bereits 221 Feldwebel, Offiziersaspiranten, Offizierstellvertreter und Fähnriche; diese Zahl sollte nach Mitteilung des Briefschreibers auf 300 erhöht werden.

In Lyon ist kürzlich ein neues Depot mit einer Besetzung von 2083 Mann gegründet worden. Die nähere Bezeichnung des Lagers ist Lyon-Grange Blanche.

Nach den „Nouvelles de l'Agence internationale des Prisonniers de guerre“, Genf, ist das Hospital Nr. 29 in Coutances von deutschen Kriegsgefangenen geräumt worden.

Ltn. d. R. Hofmann, bisher im Lager Auch (Gers), teilt der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene, Bern, mit, daß in Boyardville auf Ile d'Oléron Mitte August ein Offizierslager für etwa 200 deutsche Offiziere gegründet worden ist, in welches aus vielen verschiedenen

Lagern nur kleine Gruppen bisher versetzt worden sind.

Nach einer Mitteilung an das Schweiz. Rote Kreuz, Abteilung Pro Captivis, ist in Cherbourg ein neues Lager deutscher Kriegsgefangener entstanden, das z. Z. 1465 Mann zählt. Die Adresse ist: Cherbourg, Fort du Homet.

Nach Mitteilung eines Austauschgefangenen von dem Gefangenenlager auf der Insel St.-Martin-de-Ré ist dieses für Unteroffiziere reserviert, welche Offiziersaspiranten sind.

Internierte in Amerika.

Die Offiziere und Mannschaften von 31 in den Vereinigten Staaten zurückgehaltenen deutschen Handelsschiffen sind auf Angel Island, California, U.S.A., interniert worden.

Schweizerische Inspektion deutscher Gefangenenlager in Frankreich.

Der schweizerische Oberst Pagan, einer der Abgeordneten der Schweiz zur Inspektion deutscher Lager in Frankreich hat nach den „Nouvelles“ im Juli die nachfolgenden Lager besucht: Cholet, Bressuire, La Rochelle, La Pallice, Oléron, Blaye, Bordeaux, Marmande, Gaujacq, Lourdes, Garaison (Zivillager für Deutsche und Bulgaren), Auch, Toulouse, La Bastide, Montauban, Moissac, Cahors, Castelsarrasin, Bergerac, La Lande, Limoges, Mas Eloi, Solignac und Tours. Gegenwärtig befindet sich Oberst Pagan auf einer neuen Reise, auf der die Lager von Honfleur, Trouville, Caën, Cherbourg, Tatihou, Granville, Chateaufneuf, Vire und Chartres besucht werden. Gr.



Buochs.

Die in Buochs internierten Deutschen veranstalteten am 26. August im Hotel Rigiblick einen Unterhaltungsabend, bei dem Gesangsvorträge, Rezitationen, Lieder zur Laute, Klavierstücke und Vorträge auf der Zither, Gitarre und zwei Mandolinen zur Aufführung gelangten. Zahl-

Studierende Internierte aus St. Gallen verrichten Notstandsarbeiten in Steinegg bei Appenzell.

Die Handelshochschule St. Gallen hatte am 27. Juli ihre Pforten für die großen Ferien geschlossen. Am 2. August wurden nun etwa 40 Internierte nach Steinegg bei



Beim Bündelbinden.

reiche Bürger von Buochs hatten der Einladung Folge geleistet und bekundeten im Verein mit den Kameraden durch ihren lebhaften Beifall, daß die Darbietungen in Auswahl und Vortragsweise gefielen und der Abend nach jeder Richtung hin als wohl gelungen bezeichnet werden darf. Den Buochser Internierten wird er in angenehmster Erinnerung bleiben und ein Ansporn sein, auf dem eingeschlagenen Wege in Pflege der Geselligkeit und Unterhaltung fortzuschreiten. L.

Appenzell versetzt. In der klaren, freien Bergluft körperliche Arbeit und darin neue Kraft für den Winter zu finden, das war der Zweck der Abkommandierung.

Neben der günstigen Gelegenheit, die Schönheit der Schweizer Berge näher kennen zu lernen, war eine leichte und gesunde Arbeit, das „Bündelbinden“, auszuführen. Mag auch das Ungewohnte der Arbeit im Anfang manchem Holzbündel einige Schönheitsfehler zugemutet haben, so bewirkten doch die freie Luft des Bergwaldes

und der nie erlöschende deutsche Soldatenhumor, daß die Arbeit nicht als eine Last, sondern als eine angenehme Abwechslung und ein Mittel zur körperlichen Ausarbeitung empfunden wurde.

Weg hinunter zum Seealpsee. Darf man den Sämbtisersee mit einem idyllischen Märchen vergleichen, und den Fählensee den düsteren, toten See nennen, so ist der Seealpsee ein Abbild der Freude, ein Stück lachender Naturschönheit.



Beim Abkochen.

Steinegg, unweit von Weißbad, dem bekannten Ausgangspunkt für fast alle Wanderungen in das Alpsteingebirge, ist in der Tat hierfür sehr geeignet. In kaum

Eines aber haben die drei Bergseen gemeinsam und das verleiht ihnen den wunderbaren Reiz, die wohlthuende Ruhe, die sie spenden. Steigt man nun vom Sämbtisersee oder vom etwas höher gelegenen Fählensee zum Stauber- und Fulgenfirst, zur Saxerlücke oder von Weißbad, Brübisau zum hohen Kasten, so bietet sich dem Auge eine wundervolle Aussicht in das Rheintal und auf die gegenüber liegenden Österreicher, Graubündner und Glarner Hochalpen. Das herrlichste Naturschauspiel ist aber wohl ein Sonnenaufgang vom 2500 m hohen Gipfel des Säntis aus. Vor uns die Sonne eben dem Bodensee entstieg, rechts der Lysengrat und der Altmann und rückwärts die Berge des Walen und Zürchersees und in der Ferne die schneebedeckten Häupter des Tödi und der Berner Alpen.

So wird auch diese Ferienzeit sich später unserem schönen Erinnerungsbild der Internierung in der Schweiz würdig einfügen.

Josef Eber, Intern.



Am Lysengrat.

zwei Stunden erreicht man von hier aus die durch archäologische Funde berühmt gewordene Wildhöhle mit dem Wildkirchli. Von dort führt ein zwar nicht allzu bequemer, aber durch die landschaftliche Schönheit um so anregenderer

Herisau.

Am 30. August wurde dem Internierten Gefreiter Jacobi, Max Lothar, I.-R. 84, vom deutschen Hilfsoffizier in Gegenwart des schweizerischen Platzkommandanten das E. K. II. Kl. überreicht.

Trogen-Speicher.

Am 18. August wurde in der evangelischen Kirche zu Trogen die Trauung des Soldaten Walter Strutz mit Fräulein Emilie Geprägs aus Lichtensteig (Kanton St. Gallen) vollzogen.

Am 28. August kehrte Herr Kapitänleutnant Lechler mit seiner Gattin in die Heimat zurück.

Am 2. September überreichte Herr Feldwebelleutnant Hüß in seiner Eigenschaft als Hilfsoffizier dem Musketier Osterburg aus Trogen und dem Landwehrmann Janke aus Speicher das E. K. II. Kl. Am 4. September erhielt der Ortschef Vizefeldwebel Broesicke die Nachricht, daß ihm das E. K. I. Kl. verliehen worden sei.

Rede über Jes. 66 V. 13 am Grabe von Frau Anna Lau,

Gattin des Feldwebelleutnants Lau in Walzenhausen,

am 23. August 1917, von Professor Lic. Karl Bornhausen, interniertem Offizier.

Meine andächtigen Zuhörer, liebe Leidtragenden! Wir sind heute in den ernsten Gewändern unseres Soldatenstandes hier nicht zusammengekommen um eine äußere Darstellung unserer Zusammengehörigkeit vorzunehmen. Vielmehr glaube ich für uns alle versichern zu dürfen, daß unsere Herzen rege und mitfühlend schlagen für das große Leid, das unseren Kameraden getroffen hat. Und für unsere Anteilnahme können wir keinen innigeren Ausdruck finden, als daß wir in unserem Männerkreis das Wort zum Nachdenken wählen, das uns allen in unserem Leben bis zu unserer letzten Not heilig ist, das Wort: Mutter.

Der Herr spricht: „Ich will Euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“. Und dieser mütterliche Trost erhebt sich vor uns aus dem offenen Grab. Unsere teure Entschlafene war eine deutsche Mutter; die drei Brüder im Felde, der Gatte in Krieg und Gefangenschaft, zwei verwaisete Kinder sagen uns, welche Not, welchen Reichtum sie als Mutter gehabt hat. Denn trotz allem ist ihr ein glückhaftes Mutterleben zu teil geworden: das würde sie zuerst ihren Hinterbliebenen als Trost zurufen. Daß der Gatte ihr in der entsetzlichen Kriegsgefahr erhalten blieb, war ihr ein Seelenschatz, der die schweren körperlichen Folgen verzehrender Angst zwar nicht aufheben konnte, der aber ihren Geist über das Erdenleid emportrug zu einer echten verinnerlichten Freude. Wie könnte eine deutsche Mutter anders handeln als Liebe, Prüfungen, Entbehrungen überwinden in dem einen Opfergedanken: Vater und Kinder leben. Das ist der Muttertrost für den Gefangenen gewesen.

Und nun kam das unaussprechliche Glück der Aufnahme des Gatten in die Schweiz und des Wiedersehens. Ein Jahr lang durfte sich die Familie hier in Walzenhausen des innigen Zusammenseins erfreuen. Welch' eine Fülle von Liebe und Treue ist in dieser Zeit aus ihrem gütigen Mutterherzen übergeflossen, weit über die Schranken der Familie. Denn der Seelenreichtum der deutschen Frau in ihrer Dankbarkeit für den Segen des Augenblicks scheint unerschöpflich und er häuft sich auf für die Jahre der Zukunft. Auch die eine Schwester hat sich an den letzten Ruhestunden des irdischen Beisammenseins noch erquickend dürfen. Dann fand das kurze reiche Glück sein tiefschmerzliches Ende. Wenn nun auch der Gatte, der alte Vater, der durch den kürzlichen Verlust der Mutter der Entschlafenen nun doppelt gebeugt ist, jetzt noch nichts ahnen können von den Kraftquellen, die so reiche Erinnerung sprudeln läßt, wir sehen in die Zukunft und wissen von den Gnaden, die die Mutterliebe uns über die Zeitlichkeit hinaus spendet. Das letzte köstliche Jahr ist der geistige Schatz, aus dem nicht nur dem Gatten, sondern ebenso den halbbewußten Kindern später voller Segen erwachsen wird. Denn Gott gibt uns unsere Mütter und ihre Liebe, mag sie auch irdisch kurz währen, nicht vergeblich; er tröstet uns, wie uns die eigene Mutter tröstet. Mutterliebe ist unsterblich.

Doch nun fragen wir, die wir im Augenblick vor gleicher Herzensnot bewahrt sind, ob unsere christliche Teilnahme nicht doch an uns recht deutliche Mahnungen und Forderungen stelle. Müssen wir sterbengewohnte Männer uns nicht an jedem Grabe, besonders an dem Grabe dieser Gattin und Mutter, erfaßt fühlen von dem Gedanken: dieses Sterben, dieses Leid gilt auch Dir! Haben wir denn auch das Anrecht auf diesen Muttertrost? Sind wir sicher, daß Gott uns den Segen heiliger vorwurfsfreier Erinnerung und die Gewißheit geistigen Überlebens schenkt? Laßt uns für die Tage der Not schon jetzt den haltenden Anker versenken!

Es dürfte uns zu Bewußtsein kommen, daß der Muttertrost, den Gott uns verspricht, durchaus keine selbstverständliche und mühelos ausgestreute Gabe ist. Die Liebe, die unsere Mütter uns schenken, ist ihre eigene

wertvolle Lebenskraft, die wahrhaftig nicht zum Verschwinden da ist. Sehen wir doch, daß unseren Müttern ihre Liebe zumeist das Leben kostet. Dieses Geheimnis wollen wir hier am Grabe still verehren. Um so mehr verlangt dieses Opfer des Mutterherzens von uns eine ganz besondere Aufnahme. Es ist nicht leicht, das Geschenk, das Gott in unseren Müttern uns spendet, würdig zu empfangen und zu immerwährendem Trost zu nutzen.

Erstlich verlangt die Mutterliebe von uns mehr Wahrhaftigkeit vor uns selbst. Wenn wir an unsere Mutter denken, so ist es uns doch immer eine ergreifende Gegenwärtigkeit, wie ihr liebevolles Auge alles von unserem Antlitz ablas, die schlechte Tat wie den lichtscheuen Gedanken. Dieses Auge der forschenden Liebe wacht weiter über uns, solange wir leben: ihm können wir nicht ausweichen. Aber freudig und dankbar diesem Blick begegnen können wir, wenn wir uns endlich entschließen, unser irdisches Dasein äußerlich und innerlich ernst zu nehmen und uns nicht mehr feige über unsere eigene Lage zu täuschen. Wieviel gedankenlose Tändelei macht sich unter uns breit, als wäre unser Leben ein leichtes Spiel. Wie drücken wir uns um unsere warnenden Erinnerungen herum, als hätte all das vergangene Schwere keine Beziehung zu unserem Herzen und den Seelen anderer. Wie leichtlich freuen wir uns einer friedlichen Freiheit, als wäre drüben nicht Volk in Not und brächen nicht fortwährend Mutterherzen aus Liebe! Unsere Wahrhaftigkeit fordert von uns die feste Einsicht, daß das Schicksal uns auch hier am Nacken hat; sonst werden wir bald trostlos sein!

Ferner fordert die Mutterliebe von uns mehr Treue zur Arbeit. Wieder ist ein Kennzeichen der deutschen Mutter ihre unerschöpfliche Tätigkeit:

„Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre“.

So hat Goethe die deutsche Frau verstanden und hat festgelegt, wie sie vor anderen den Trost der Arbeit entdeckt und bewährt hat. Auch dieses offene Grab predigt uns wieder das Evangelium der Arbeit. Laßt uns nicht zu lange die verdiente Erholung genießen, laßt unsere Kräfte nicht erschaffen und wertlos werden. Die Mutterliebe erwartet von uns Treue zur Arbeit. An unserem leidgebeugten Kameraden wird sich der herrliche Trost der Arbeit bewähren und wir alle wollen mit ihm ans Werk-gehen!

Endlich wünscht unsere Mutter und gerade die Mutter, die wir hier bestatten, von uns mehr Herzensgüte. Mir wird oft recht angst, wenn ich sehe, wie der Krieg mit all seinen Roheiten uns hart gemacht. Wir können so mitleidlos sein mit Schmerzen anderer wie niemals in früheren Tagen; selbstisch wie Priester und Levit schreiten wir an den am Wege Zusammengebrochenen vorüber. Ein weiches Herz scheint so überflüssig, ja hinderlich: was nützt die Herzensgüte? — Meine Freunde, so war die Entschlafene nicht; gerade darin war sie die echte Frau und Mutter, daß sie unendlich viel Herzensgüte besaß. Schnell ist sie hier in Walzenhausen heimisch geworden durch ihre Freundlichkeit, reichlich hat sie die Zuneigung und Freundschaft ihrer Nachbarn sich erworben, weil ihr die schönen Gaben eines gütigen Herzens nahe lagen. Da hat sie getröstet, Nächste und Fernstehende, wie einen seine Mutter tröstet. Das danken wir alle ihr an ihrem Grab und strecken uns empor nach solcher echten Herzensgüte, damit auch wir einst Liebe wiederfinden.

Jetzt grüßt ihre irdische Hülle zum letzten Male die Heimat drüben; ihre Seele aber, das wissen wir, hat die Heimat droben. Gott sei Dank, der uns die Gewißheit gegeben hat von der Ewigkeit der Mutterliebe.

Heiden.

Der Heidener Chronist hat in dieser Woche, inmitten des stillen Interniertenlebens, einen freudigen Festtag zu buchen. Das Fest ging unmittelbar nur den einen der Unsern an, aber er hat in seiner Freude eine reiche Teilnahme der Internierten, Offiziere wie Mannschaften, und in schönem Maße auch der Bevölkerung gefunden. — Am 5. September 1917, nachmittags 3 Uhr, wurde der Einj.-Unteroffizier im Grenadier-Regiment 89, Bernhard Romberg, Kandidat der Theologie, und Fräulein Margarete Langermann aus Schwerin in Mecklenburg durch den Vater des Bräutigams getraut.

Romberg hat im Juni dieses Jahres nach fast dreijähriger französischer Kriegsgefangenschaft seine Aufnahme in die Schweiz gefunden. Rasch und tapfer hat er sich

entschlossen mit der Verlobten aus Friedenszeiten, obschon fern vom Vaterlande, sein eigenes Heim zu gründen.

Die herzlichen Worte des Vaters an seinen geretteten und glücklichen Sohn und dessen Gefährtin waren durchzittert von dem Schmerz um den fürs Vaterland gefallenen älteren Sohn und von der Wehmut, diesen Festtag nicht in der Heimat, umgeben von ihrer mitfühlenden Liebe feiern zu können. Aber Schmerz und Wehmut richteten sich auf, an dem gläubigen Dennoch der Glaubensfrohen, in dem vom jungen Paare gewählten Trauwort: „Der Herr ist mein Hirte.“ Was sich hier zwischen Prediger und Brautpaar, zwischen Vater und Kindern vollzog, ging alle an und machte die Feststunde des einen zur gemeinsamen Feier aller. Gebete und Wünsche der Freunde und Fremden begleiten das junge Ehepaar auf die offenen Wege ihres Glücks. S.



Tränen.

Von Elinor v. Hopffgarten.

... Und heute war der Kaiser unser Gast:
„Ich muß mein herrliches, mein tapfres Regiment
Nach seinem stolzen Ehrentage seh'n —“
So hatte er dem General geschrieben.
— Am schneeüberhängten Park, aus dem gespenstig
Zerschossenes Gemäuer dunkelte,
Waren wir aufgestellt, drei schwache Kompagnien,
Vor uns die weiße, weite Ebene,
Auf die die Frostnacht frühe Schleier senkte.
— Ein schriller Pfiff, und dann — aus Dämmerung —
Ein grauer Schatten auf den Schloßhof gleitend —
Der Wagen hielt: „Achtung!“ und „Präsentiert!“
Ein harter Griff, hell wie ein Peitschenschlag —
So standen wir und grüßten unsern Kaiser.
Rasch trat er auf uns zu und hob die Hand
Zum Helm — und ließ sie jählings wieder sinken:

„Drei Kompagnien — wo ist — mein Regiment?“
In banger Ahnung kam's von seinen Lippen.
Da sprach der Hauptmann, unser Kommandeur,
Auf unsre Reihen deutend: „Diese sind's,
Die von dem Regimente Euer Majestät —,
Die von dreitausend Braven übrig blieben.“
— Kein Wort. Der Kaiser stand, das Haupt geneigt.
Die Hände fest, wie zum Gebet verschlungen,
Rang er mit einem Übermächtigen
Um schein gehütete — dem fremden Blick
Noch niemals hingeebene — um seine Tränen.
— Schwer, unaufhaltsam fielen sie hernieder. —
Und wie ein Raunen lief's von Mann zu Mann —
Und wie ein Schauer überrann's die Herzen:
Still — Kameraden — still! der Augenblick ist heilig —
Ein deutscher Kaiser weint um seine Toten.

Ratten.

Von Oberjäger Kames, Intern., Disentis.

Die Tür des Unterstandes klappt.

Es ist ganz ruhig draußen; kein Schuß fällt. Man hört, wie immer in den stillen Nächten, das knisternde Auftauen des Gesteins und das ferne Rauschen der Suippe am Wehr.

Der kleine Einjährige ist überhastet hereingekommen. Er macht fahrig Bewegungen mit den Händen, als ob er etwas sagen wollte und setzt sich dann in eine dunkle Ecke.

Ich habe aufgeblickt und mich wieder in mein Buch vertieft, aber ich kann nicht weiter lesen. Vorher herrschte der tiefe Frieden im Raum, den das wonnige, gedankenlose Vergessen unserer Lage erzeugt, diese lugvolle Chimäre, die ein Kind der Gewohnheit ist. Jetzt ist ein Riß in unsere Stille gekommen; die im Unbewußtsein gespannten Nerven fühlen ihn schmerzhaft und fangen an, Fragen und Bilder aufzureizen.

Der Kleine rückt mit einem abgebrochenen Schritt an den Tisch in den Lichtkreis der Karbidlampe. Aus einem gelblichen Gesicht flackern zwei verängstigte Kinderaugen, in denen Grauen ist. Und vor Grauen muß man sich hüten; das springt einem an, hinterrücks wie eine Katze und man ist wehrlos, wenn man ihm nicht sofort begegnet. Das also ist es; das haben die unterwachten Nerven gespürt und saugen es schon widerstandslos auf. Jetzt ist die Stille ein Bann und preßt sich erdrückend zusammen im engen Raum.

„Was ist denn los?“ Anstrengung macht die Frage; man möchte fast die Antwort nicht wissen und muß sie wissen, um haltloser Schwäche begegnen zu können.

„Nichts! Nichts!“ wehrt er ab; seine rechte Hand faßt nach der Feldmütze und schiebt sie ohne Grund auf dem Kopfe hin und her.

„Doch!“ sage ich kurz und versuche ihn fest anzusehen. Einige zusammenhanglose Worte — die mich ohne Sinn treffen, wie sie gesagt sind; aber ich spüre froh eine kleine Scham in ihnen und im Zusammenraffen.

„So, so, also nichts! Na, dann erzähl' mal!“ Die Gefahr des Unausgesprochenen ist vorüber; ich bin nur mehr neugierig und möchte ihm helfen, dem Kleinen.

„Wirklich nichts, Korporal! Ihr würdet lachen!“ — der t äppische Bär, der den Kleinen gern etwas hänselt in seiner plumpen Art, zieht schon den Mund zum Grinsen — — „und es ist auch lächerlich!“ sagt er abschließend.

Ich wende ein Blatt um und sehe wieder in mein Buch. Der Einjährige starrt vor sich auf den Tisch, schluckt ein paarmal und reibt die Hand mit einer nervösen Bewegung am Knie, als klebe Schmutz daran. Bär rutscht mit einem enttäuschten „Mahlzeit“ auf seine Drahtmatratze und schnarcht bald tiefe, gesunde Atemzüge.

Ecke knistert es auf; man fühlt den Sand rieseln; jetzt rauscht er. Ein brüllender Krach, der uns hin wirft! Ein Atemzug bleibt in der Kehle stecken. Balken splintern, und ein unbewegter, frostklarer Himmel blaut über dem gerissenen Loch. Die zweite Mine ist wieder ganz dicht bei; die dritte drückt seitwärts die Wand halb ein.

Ich gehe hinaus in den Graben, nach den Posten zu sehen. Schlimm sieht's aus; der Feind macht ganze Arbeit, und Sausen und Einschlag der Geschosse ist über mir wie ein Dach. Darüber der Himmel, der klar, unbewegt, sonnig und blau ist.

Die Stunden vergehen im Unterstand. Nichts anderes ist in uns mehr, als ein gespanntes Hören. Der dritte



Begrüßung Kaiser Wilhelms in Tarnopol.

„Also, — — wissen Sie, das war komisch — — ich weiß nicht! — — Ich komme da um die Ecke im Graben, — ich war an der Suippe und hatte da irgendwas getan. Es ist Mondlicht draußen! — — Wie ich um die Ecke komme, kriege ich einen Schreck und trete auf was Weiches. Sie war nicht ganz tot, die Ratte und huschte in ein Loch. Hinter sich hatte sie einen breiten Streifen Blut und dabei sah sie mich an, so komisch — —!“

Das packt mich, wie er sich das im Erzählen abringt, und es ist doch wirklich weiter nichts Besonderes.

„Wissen Sie, es war Mond!“ sagt er nochmal und hat die Augen ganz offen — — „die Ratte war schwarz auf dem weißen Kalkstein — — widerlich!“

„Ja, ja!“ ich gebe ihm schlaff die Hand, „wir wollen zu Bett gehen!“

In der Nacht schlafe ich unruhig. Ich stehe auf und besuche die Horchposten.

Drüben machen sie einen Mordskrach. „Die haben ein Fest!“ flüstert mir der eine zu.

„Passen Sie nur gut auf!“

„Nee, nee, es ist garnichts mehr los hier! — — Wissen Sie Korporal, die braten sich Ratten, ich weiß es!“ — und er lacht ein wenig aus seiner Vermummung heraus.

Der Mond scheint hell und als ich zurückgehe, scheint mir wirklich an einer Ecke ein Blutfleck zu sein. Eigentümlich, wie der sich frisch erhält.

Am Morgen nach dem Kaffeholen setzt das Trommelfeuer ein, sofort auf einen Schlag mit großer Gewalt. Wir hören die Einschläge der Minen dumpf drohend, bald hier, bald dort, wie in einem tastenden Suchen. Daß man den Abschluß nicht hört, ist beklemmend. Um 10 Uhr haben sie unsern Unterstand gefunden. In der rechten

Volltreffer weitet das erste Loch um ein Beträchtliches und verschüttet den einen Zugang. Fieberhaft wird gearbeitet, ihn wieder frei zu legen.

Ich lasse die Leute sich lang auf den Boden des Stollens legen. Ein Gespräch über erlebte Trommelfeuer, Champagne, Somme, Arras kommt auf und versickert wieder.

„Warum legen Sie sich nicht hin?“ fahre ich den Einjährigen an.

„Ich — kann nicht!“ sagt er tonlos und sieht mich an. Eine reiche brüderliche Zärtlichkeit will mich für den Jungen überkommen, ein Gefühl, wie man es empfindet, wenn man Abschied nimmt von Kindern. Aber jetzt ist nicht Zeit dafür, Schlappeit darf man nicht dulden.

„Ach was, das bischen Wasser tut Ihnen nichts, los, hingelegt!“

Er hockt zusammen, streckt sich zögernd, dann wendet er den Kopf zu mir: „— — die Ratten, Korporal!“

!! Wenn die Nerven nur nicht so blödsinnig reagierten auf Zwischendinge. Ich muß mir wirklich einen Moment Gewalt antun und bleibe stumm.

Ein dumpfes Schweigen hält unsere Zungen an, — nichts anderes ist in uns mehr, als ein gespanntes Hören!

Der Einjährige richtet sich mit einem Ruck auf, fährt hoch und hält in geballter Faust etwas vor sich. Ein Entsetzen geht von ihm aus, wie eine Stichflamme.

Da wieder ein Rieseln, ein langgezogener Ton. Ich empfinde nichts, als das Wissen dieser Augen um den Tod. Die berstende Decke knickt die junge Gestalt und begräbt sie fast zart und lautlos mit immerfort rieselndem Sand.

Wir schreien auf wie die Verrückten. Der Bär stammelt sinnlos den Namen des Kleinen, stoßweise, wie gehetzt,

und wühlt atemlos im Sande mit seinen breiten Pranken, bis er erschöpft zusammenbricht. Mit dem Seitenspaten suche ich weiterzugraben. Eile, höchste Eile tut not, und das Herz klopft zum Zerspringen. Wieder löst mich einer ab, ein anderer den und wieder diesmal mit den Händen bohrt mich in die schon breite Öffnung. Ich jauchze auf. Der Sand gibt nach; ich fasse in einen engen Hohlraum, reiße übermenschlich an einem festgeklammerten Balken, den Spalt zu erweitern.

Da pfeift mir der Atem aus der Lunge vor Grauen. Aus dem Spalt taucht eine schwarze Ratte, glitzert mich mit sprechenden, stehenden Augen an — Dinge schreien die Augen — huscht auf und verschwindet. Ein breiter schwarzer Blutstreif ist hinter ihr.

Wo blieb die Sekunde, die Minute? Ein weher ferner Seufzer atmet auf, dann ein Tosen. Mund und Nase und Augen voll Blut und Sand; unerbittlich höhnend häuft die

neue Mine Trümmer und Erde über das kaum geöffnete Grab, unrettbar festzuhalten, was der Erde verfallen.

Stumpf, von kaltem Fieber geschüttelt, drängen wir uns zusammen, probieren mechanisch die Hähne der Gewehre.

Da sehe ich etwas, was das Letzte sein sollte. Auf dem weißen Sandhügel huschen aus allen Ecken die langen schwarzen Tiere unbekümmert über uns weg und sammeln sich, wie zusammengerufen unter einem Befehl und eine dicht hinter der andern huschen sie hinaus.

Als ich im Zuchthaus von Châlons saß, konnte ich mich in den Nächten nicht dieses Bildes erwehren: Wie auf dem weißen Hügel die Ratten sich sammeln, und eine dicht hinter der andern den zermalnten Unterstand verlassen; eine dicht hinter der andern, wie ein Streifen schwarzen Bluts, der abfließt.

Bücherschau.

„Das schöne Ostpreußen“ von Baurat Professor Dr. Richard Dethlefsen; „Das schöne Kurland“ von Carl Meißner; „Wilna, eine vergessene Kunststätte“ von Professor Dr. Paul Weber. Diese drei Bändchen sind 1916/17 im Verlage von R. Piper & Co., München, erschienen. Äußerlich empfehlen sie sich durch geschmackvollen Einband, deutlichen Druck und besonders durch die reiche Ausstattung mit gewählten gediegenen Abbildungen, die nicht nur den Inhalt in hohem Maße veranschaulichen und beleben, sondern auch für sich eine eigene Sprache reden. Wer die Bücher langsam durchblättert und die angeschauten Bilder kombiniert, der ist schon ein Freund ihres Gegenstandes, und die Verfasser haben bei ihm unbemerkt die Hälfte ihres Zweckes erreicht.

Die Bändchen führen uns in die östlichen Vorplätze deutscher Kultur, in Landschaften, wo germanische und slawische Völkerschaften einander berühren, und die gerade deswegen Schauplätze vieler Kämpfe waren. Aber nicht von Schlachten wird uns berichtet, sondern von Land und Leuten und besonders von ihren Werken aus friedlichen Zeiten. Was deutscher Fleiß, was deutsche Kunst in den heiß umstrittenen Ländern in Vergangenheit und Gegenwart schufen und schaffen, das wird uns allseitig beleuchtet vor Augen geführt, das läßt uns unsere ureigenen Werte in jenen besetzten Gebieten erkennen, das wirbt um Liebe für das so oft gefahrdrohte, nunmehr befreite Deutschland in den slawischen Marken, und bringt den vollen Beweis, daß es sich in der Tat verlohnt, dieses zu schützen und zu stützen.

„Das schöne Ostpreußen“. Mit 154 Abbildungen und einer Karte. Das Buch ist von seinem Königsberger Verfasser dem Befreier Ostpreußens, Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, in Dankbarkeit zugeeignet. In sieben Hauptabschnitten behandelt es in schlichter, anschaulicher Darstellung die Landschaft, die Bevölkerung, die Besiedlung, das Bauernhaus, die Ordensbauten und die ältere und neuere Geschichte der alten Provinz Preußens. Das Land mit den geschichtlich bekannten Orten Tannenberg, Preußisch-Eylau, Friedland, Tilsit, mit Königsberg, der Stadt des großen Philosophen Kant, mit den aus diesem Kriege so berühmten Masurischen Seen; die Heimat der zahlreichen, überall gern aufgenommenen Flüchtlinge, die zu Beginn dieses Krieges das Land verlassen mußten, als der Feind dort eindrang, der kräftigen Besiedler, deren alte Zähigkeit und Anhänglichkeit zur heimatlichen Scholle sich auch heute wieder bewährt hat, wo Bauer wie Bürger die Arbeit oft noch auf rauchenden Trümmern begannen, um wieder herzustellen, was der Feind in Asche legte: dieses allen Deutschen teure Land wird uns hier in der Schönheit seines Friedensgewandes vorgeführt. Daß schon acht Wochen nach Erscheinen des Buches das elfte bis zwanzigste Tausend aufgelegt werden mußte, beweist, daß es gern gekauft wird.

„Das schöne Kurland, ein deutsches Land.“ Mit 155 Abbildungen.

„Wie sich ein Kind nach seiner Mutter banget,
Die es verließ in dunkler finst'rer Nacht,
So hat, o Deutschland, uns nach dir verlangt,
Nach deiner Lieb' und Treu' und starken Macht.
Nun willst du uns erheben,
Ein Vaterland uns geben!“

Diese Verse, mit denen das 156 Seiten starke Buch schließt, sind in den letzten Tagen ihrer Verwirklichung um ein gutes Stück näher gerückt. Melden doch die Zeitungen unter Berlin, 28. August 1917: „Der Hauptauschuß des Reichstages führte heute die vertrauliche Aussprache über Litauen und Kurland zu Ende. Ein von den nationalliberalen, fortschrittlichen, sozialdemokratischen und Zentrumsabgeordneten gestellter Antrag, der den Reichskanzler ersuchte, für die besetzten Gebiete Litauen und Kurland alsbald Vertretungen der Bevölkerung in die Wege zu leiten, die vom Vertrauen aller Volksteile getragen sind, und, soweit die militärischen Verhältnisse es gestatten, Zivilverwaltungen zu schaffen, wurde einstimmig angenommen.“ Von solchen politischen Problemen handelt das Buch jedoch nicht, sondern, inhaltlich mit dem vorher besprochenen parallel laufend, sucht es die Schönheiten der Landschaft, der Bauten und ihrer Innenausstattung auf, wobei es, entsprechend dem Untertitel „Ein deutsches Land“, die von den deutschen Ansiedlern geschaffenen Werte besonders betont, und so in sachlicher Darstellung um Liebe für diese durch den Krieg schwer Geprüften wirbt. Wiedermachen die zahlreichen prächtigen Abbildungen den Band besonders wertvoll.

Dasselbe gilt von dem Buch „Wilna, eine vergessene Kunststätte.“ Mit zwei Farbenbildern, 135 Textbildern und einem Plan der Altstadt. Verlag der Zeitung der zehnten Armee, Wilna 1917.

Die kostbare Arbeit kann nicht nur denen warm empfohlen werden, die sich für die Stadt Wilna an sich interessieren, auch nicht nur Künstlern und Kunstfreunden, sondern jedem Gebildeten. In klarem, anschaulichem, dem Stoffe in allen Teilen mit zartem Gefühle angeschmiegt Stil führt uns ein Mann, der nicht nur die Kunst kennt und sie beschreibt, sondern sie lebendig werden läßt und dadurch anregt, in die reichen Kunstschätze der alten, im Westen fast in Vergessenheit geratenen Residenz der litauischen Großfürsten und polnischen Könige ein. Wir überschauen und durchwandern die Stadt, wir erleben die Kunstdenkmäler und mit ihnen ihre Geschichte, wir erfassen die plastischen Werke und legen das Buch aus der Hand fast mit dem täuschenden Bewußtsein, die Stätte leibhaftig besucht zu haben. Es ist das für den Leser in vollkommener Weise durchgearbeitete Werk eines Forschers.

Empfehlen sich alle drei Bücher durch Ausstattung und Bilder in gleicher Weise, so unterscheiden sie sich dadurch, daß die beiden zuerst besprochenen bei schlichter Darlegung das Hauptaugenmerk auf den nackten Gegenstand richten, während Form, Stil und Inhalt des dritten bei gleicher Wertung ein harmonisches Ganzes bilden. B.



DICHTUNG UND KUNST

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Hinter ihm entrüstete sich wieder der Steuermann: „Wie 'ne verkaterete Vogelscheuche steht der Kerl.“

Auch Riehl hatte als Kadett ähnliche Worte gehört und am eigenen Leib erfahren, wie schwer es ist, junge Leute aus dem Inland für die See zu erziehen. Der „grobe Rummler“, heute ausgestiegener Admiral, schickte ihn und andere von Seekrankheit halb tote Kameraden immer wieder über die Toppen zu den höchsten Stengen der Fregatte „Luise“ hinauf und höhnte unten: „Also auf den Kopf spucken wollen Sie mir!“ Er könne sich nicht mehr festhalten, hatte ein Verzweifelter gerufen, und die hallend klare Kommandostimme Rummlers über das Brausen des Windes gebrüllt: „Lassen sie los, Herr, wenn Ihnen am Leben nischt liegt, denn die Kaiserliche Marine verliert weniger als wenig, nämlich garnischt an Ihnen!“ In der Entrüstung, die er so gut zu heucheln verstand, hatte er mit Berserkerstimme getobt: „Rufen Sie Insgesamt“ — sein Lieblingswort — „dreimal wehe über den unglücklichen Tag, an dem Sie auf den vermaledeiten Gedanken kamen, aufs Wasser zu gehen. Javakaffee sollten Sie verkaufen, Schnupftabak lotweise abwiegen, die Bremer Handelsakademie oder die Gärtnerschule zu Potsdam besuchen, statt zu uns zu kommen mit der schnöden Absicht, Seiner Majestät Schiffe zu verunreinigen!“ Mit endlosen Phrasenschwall hatte er die Kadetten so aus Verwirrung und Krankheit in die Genesung gequält.

„Jetzt kann der Kerl endlich stehen“, grollte der Steuermann.

Riehl blickte zurück. Brenner hielt sich in der Tat auf den Füßen, aber das vorher rotblaue Gesicht schimmerte jetzt grünlich, und trotz der Kälte brachen Schweißperlen aus des Seekranken Stirn. Da hob eine Woge den Schnabel des Bootes. Die vom Druck des Wasser befreite Schraube ratterte in der Luft mit einem Geräusch, das in Mark und Knochen nachzitterte. Wuup, kam es aus Brenners leerem Magen, und würgend hing er wieder über die Stange.

„Front hierher, richten Sie sich auf!“

„Ach bitte, Herr Steuermann!“

Die Leute lachten.

„Ach bitte, Herr Steuermann, ich kann nicht!“

„Ordnung!“ klang von unten ein Ruf. Das Lachen schwieg. Die Gesichter wurden ernst. Sechs Männer auf der Brücke strafften und reckten die Körper, Oberleutnant Riehl nahm die Hände aus den Palettaschen, und auf die Brücke fiel die lautlose Stille, die den Träger der Kommandogewalt empfängt.

Von unten griffen zwei Hände in braunem Leder an das Geländer der senkrecht vom Unterdeck aufsteigenden Eisentreppe. Ein vierkantiges, glattrasiertes Gesicht unter der Mütze mit goldenem Eichenkranz und die Kaiserkrone tauchte auf. Der Kommandant von „S 244“, Kapitänleutnant Barenheim, trat auf die Brücke.

Der Wachoffizier hob die Hand und meldete: „Halbe Fahrt. Kurs Nordost. Normalstellung!“

Aufblicken mußte Riehl zu dem wenig älteren Vorgesetzten, der peinlich sauber und gepflegt wie immer zum Dienst kam. Sein Handgelenk in weißer Manschette

lag für Sekunden neben dem blanken Leinenkragen, um den statt der üblichen schwarzen Schmetterlingsflügel eine Vierinderhand-Krawatte hing. Barenheim hatte Eigenarten und schien gern zu betonen, daß sein Gutdünken allein auf den Planken von „S 444“ regiere.

Mit kurzem Gruß an den Steuermann prüfte der Kommandant die Haltung der Leute, hob die Augen zum Himmel, richtete sie auf den Horizont und die anderen Boote der Flottille. Dann schob er den Unterkiefer vor: „Wer brauchte eben den Ausdruck ‚ich kann nicht‘, den ich mir auf meinem Schiff verboten habe?“

Mit scharfer Betonung, aber langsam sprechend, stand er auf dem schwankenden Eisen breitbeinig und gelassen, das Kinn frei zum Wehen hebend, als spüre er weder Kälte noch Schaukeln.

„Torpedomatrose Brenner, Herr Kapitänleutnant!“

Vom Wachoffizier drehte der Kommandant sich zu den Signalgästen: „Matrose Brenner, für den Verein, dem Sie sich angeschlossen haben, gibt es nichts Unmögliches. Auch als Rekrut haben Sie zu wissen, warum wir den Ausdruck ‚ich kann nicht‘ aus dem Wörterbuch gestrichen haben. Wer ihn noch einmal braucht, fliegt ins Loch!“

Nicht nur den Rekruten, sondern allen Matrosen blickte er in die Augen und sah am tieferen Rot der Wangen, daß der Klang der Stimme des Herrn ihr Blut schneller kreisen ließ. Auch der Letzte und Jüngste mußte begreifen, daß sie auf den Luxus der Unmöglichkeit zu verzichten hatte, weil ihre Schiffe einmal eins gegen drei fahren würden.

„Oberleutnant Riehl, was glaubt der Mann nicht zu können?“

„Er sollte winken und dachte, er wäre seekrank, Herr Kapitänleutnant.“

Der Steuermann bestätigte in stummer Entrüstung, indem er erst nickte und dann den Kopf wiegte, als bringe ihn der Gedanke, ein Mann könne seekrank werden, außer Fassung.

Wieder griffen von unten zwei Hände in braunem Leder an das Treppengeländer, und ein Kopf unter schwarzem Südwester folgte nach. Im Ölmantel sprang Oberleutnant Riesbach, der älteste Wachoffizier, auf die Brücke:

„Ich melde mich gehorsamst zur Wache!“

Der Kommandant dankte und trat mit dem Steuermann vor Brenner. Riesbach flüsterte mit dem Wachoffizier. Unten schlug die Schiffsglocke: acht Glas. Oberleutnant Riehl ging zu Barenheim: „Melde mich gehorsamst von Wache!“

„Danke!“ Der Kommandant blickte amüsiert auf den tiefenden Oberleutnant: „Scheinen auf das Wetter nicht vorbereitet gewesen zu sein!“

Riehl schmunzelte jetzt ganz vergnügt, denn es ging in die Klappe zum Mulschen: „In der Jade war es ruhig, aber . . .“

Von links hämmerte wieder eine Sturzsee gegen das Boot. Es neigte sich nach rechts unter einem Sprühregen von Gischt, der auch Barenheim näßte. Er schlug den Paletotkragen auf: „Moser soll mir meinen Regenmantel bringen.“

„Zu Befehlen, Herr Kapitänleutnant“, antwortete der Helgoländer, auf dessen Schulter der Kommandant sich gestützt hatte. Die Leute der neuen Wache betraten die Brücke. Riesbach überwachte das Ablösen. Den Steuermann hielt Barenheim zurück: „Sie lassen Brenner den Befehl ausführen, ehe er abtritt.“

„Steuerbord voraus Helgoland in Sicht“, meldete der Wachoffizier. Barenheim dankte und sah, wie Riesbach zur Trillerpfeife das Tuthorn über den Ölmantel hing und nach dem Megaphon griff. Wie ein Nachtwächter sah im Dienst der Torpedobootoffizier aus. Hinten wütele der Steueremann, aber Brenner schien jetzt winken zu können, denn auf „S 443“ hob ein Signalmast die Arme und ließ zwei Flaggen mit harten Schlägen wirbeln: „Habe auch nichts, komme zu dir!“

Also würden sich zwei junge Menschen mit der Mannschaftskost bescheiden müssen.

„Steuermann, ich danke! Brenner, treten Sie ab und melden Sie Oberleutnant Riehl die Antwort von „S. 443.“

Der Bursche brachte den Ölmantel. Barenheim fuhr mit den Ärmeln hinein und gab Moser die Handschuhe mit. Sie waren schon naß. Oft kleidete sich der Torpedobootoffizier nur an, um in der ersten Stunde seines Dienstes durchnäßt und schmutzig zu sein. Dazu die furchtbare Kälte, die schon jetzt die Glieder erstarrte und die Füße schwer wie Klötze machte! Er straffte die Arme, reckte sie nach vorn und zu den Seiten. Eine andere Bewegung war im engen Raum zwischen zwei Stahlwänden unmöglich. Worauf mochte Pirschheim, der Halbflottenchef, noch warten? Auf besseres Wetter gewiß nicht, denn er war von den Vorgesetzten, die ihre Untergebenen gern Schwierigkeiten überwinden ließen, und es schien längst hell genug für Übungen. Steuerbord voraus stampften schlingernd, rollend, qualmend die vier andern Boote. Wie Schwalben im Flug zum Kiel gestaffelt, wälzten die fünf Schiffchen der Halbflottille sich im Marsch über Wogenhöhen und Wellenfurchen hinter dem Boote des Chefs. Je zwei folgten links und rechts auf fünfzig Meter Abstand, und jedes lag fünfzig Meter rechts oder links vom Fahrzeug davor. Zu sehen war meist nur das Vorder-schiff mit der Brücke, mit den beiden Schornsteinen und dem kahlen Mast. Über dem niedrigen Achterdeck toste weiß oder grünlich in Wirbeln die See und floß in breiten Schwaden zu beiden Seiten ab, wenn das Gewoge das Achterdeck aus den Fluten hob. Sanft würde Riehl in seiner Koje nicht ruhen.

Riesbach wies mit der Hand nach vorn auf das dunklere Wolkengrau über dem winzigen roten Streifen von Helgoland: „Kommt noch schlimmer!“

Barenheim nickte nur. Der Anblick der vier Schiffchen Steuerbord voraus fesselte ihn. Das Meer an sich, ob ruhig oder bewegt, schien ihm meist eintönig und öde wie die Wüste. Nur mit Hilfe von Himmel und Land konnte es dem Auge erfreuliche Bilder bieten, und an Tagen wie dem heutigen fühlte er immer ein Sehnen nach Blumen, Gärten, Feld und Wald. Aber Genugtuung spürte er, wenn er sah, wie dem Wetter und Wehen zum Trotz der Soldat das ewig den Menschen hassende Element seinen Waffen dienstbar machte. Fröhlichen, in ihrem Heim spielenden Walfischen gleich schnellten die Boote der Halbflottille dahin. Unter ihnen zu einem langen, düsteren Wolkenstreifen verschmelzenden Rauchfahnen räkelten sie sich wie in tierischer Wollust in Schaum und Gischt. Tief stießen sie die schwarzen Schnauzen in Woge und Flut. Hoch und senkrecht spritzten dabei wie aus des Meeresungetüms Nasenlöchern die Wasserstrahlen zum grauen Himmel. Wie in Behagen wälzten sie wieder den langen schwarzen Leib im Naß, das hinter jeder Brücke über dem schmalen Deck plätschernd, klatschend, rauschend und gurgelnd seine Wirbel zog. Drinnen im düsteren Leib war freilich nicht Behagen zu spüren, sondern zu ahnen, wie der Kollege Jonas geduldet hatte. Mehr als siebzig Männer rangen unter dem Rauschen über Deck in stickiger Luft nach Atem, schwitzten durstig beim Feuern der Maschinen.

Endlich! Zwei Arme hoben auf dem Führerboot Winkflaggen. Der Signalgast las ihren Spruch und rief: „Evolutionieren.“

„Ich übernehme das Kommando!“

Riesbach hob die Hand und trat zurück.

Ein grünes Flaggensignal winkte vom Führerschiff.

Barenheim verstand: Schwenkung acht Strich Steuerbord!

Die fünf Glieder des Keils sollten eine Drehung von 90 Grad machen, aber der Kommandant des zweiten Bootes auf der rechten Seite des Keils hatte wohl das Signal übersehen oder zu spät Ruder legen lassen. Das Führerschiff hatte schon gedreht. Das Boot dahinter blieb noch geradeaus. Barenheim hielt den Atem an. Gerade in die Flanke sauste es dem Führerschiff. Nein. In letzter Sekunde flog es nach Steuerbord herum.

Um ein Haar hätte es klein Holz gegeben. Riesbach lachte, aber vom Führerschiff dröhnte die Stimme Pirschheims durch das Megaphon: „Herr, schlafen Sie noch.“

Und damit alles Kriegsvolk von seinem Unwillen wisse, ließ der Flottenchef mit der Flagge von „S 441“ die schwarze des Unheils an seinen Mast hissen.

Reumütig oder wahrscheinlicher erbot, zeigte auch der Sünder sein Gegensignal: Ich bekenne mich schuldig.

Riesbach lachte nicht mehr. Barenheim schob den Unterkiefer vor. Durch die Leute um ihn auf der Brücke, durch die ganze Halbflottille schien ein Schauern vor dem Zorn des gefürchteten Chefs zu zittern. Die Mienen waren härter, gespannter. Drüben wußte wohl der Korvettenkapitän Pirschheim jetzt das Fähnlein in seiner Hand. Wieder ließ er winken. „Dwarslinie“ sang der Signalgast durch das Wehen.

„Drei Strich Backbord. Beide Maschinen äußerste Kraft“, kommandierte Barenheim.

Kling, ling, ling, ling, ging durch die Hand des Postens am Maschinentelegraphen der Befehl an die Maschinen. Das Boot flog nach links und fiel unter einem Gischtregen auf die Seite. Die Männer auf der Brücke duckten sich. Der Rudergänger wischte das Salzwasser aus den Augen. Der Kommandeur griff ein: „Kurs halten!“

„S 444“ glitt über die Linie der zur Rechten in breiter Front nebeneinander fahrenden Schiffchen hinaus: „Halbe Fahrt!“

„Linksum“ winkten schon wieder die Flaggen vom Führerschiff in der Mitte der Front, denn Pirschheim versuchte, durch schnelle Manöver seine Kommandanten aus der Ruhe zu bringen, aber Barenheim ließ sich nicht verwirren: „Acht Strich Backbord.“

Bald schwammen die Walfische in Kiellinie, an unsichtbarer Schnur aufgereiht wie Münchhausens Enten.

Der Führer wollte die Enten tummeln, die Schule seiner Walfische spielen lassen. Er warf sie in den Keil der Normalformation zurück. Zum zürnenden Dröhnen aus seinem Megaphon fuhr er über das Wogen und Brodeln des schäumenden grauen Kessels mit ihnen Karussell. Kein trockener Faden konnte unter wind- und wassergepeitschten Gesichtern an Männerleibern auf den Brücken hängen, als er die fünf Schwarzen in breiter Front wieder die Nasen in Sturm und Dünung wühlen ließ. Wie Würfel im Becher schleuderte er sie durcheinander, um durch Flaggen sie in eine neue Formation zu rufen.

In den eigenen gestrafften Muskeln, an den harten gefurchten Gesichtern seiner Leute spürte Barenheim, wie der Wille eines fernen Befehlshabers sich auf jeder schwankenden Planke fühlbar machte. Noch hatte keine Rüge ihm gegolten, aber die Scheu vor Pirschheims Zorn ließ ihn Nase, Kälte und Wehen vergessen.

Eine kurze Rast zum Aufatmen gönnte der Korvettenkapitän seinen Kommandanten. Sie versprach nichts Gutes.

Bald reckten die Signalgäste den Hals. Riesbach verstand als erster des Führers Winkerspruch: „Ich bin sehr unzufrieden!“

Mit ärgerlichem Lachen hörte Barenheim die Worte seines Wachoffiziers. Pirschheim war niemals zufrieden oder unzufrieden, denn der sehr Unzufriedene konnte Übungen wie Gummibänder verlängern. Freilich, seine Oberen wußten auch, warum sie ihn einmal mit den ersten Vorposten ausschicken wollten. Barenheim wartet auf das nächste Signal. Es befahl wieder eine Schwenkung gegen Dünung und Wind. Dann folgte ein zweites: „Dwarslinie!“